Aus dem Kinderleben



Stuttgart
Gebrüder Scheitlin.

...ke.
...44 SS.
...s. / 5 color. Kupfern.
Br.

Coll. N. V.
144
8 col Kupf

nicht b. Hobrecker
Bunmann



Aus dem Kinderleben

und

der Sommerzeit.

Von

Isabella Braun.

Mit vier Kupfern.

Stuttgart,

Gebrüder Scheitlin.

[1853]

Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Meiner mütterlichen Freundin,

der

Frau Oberstin

Louise von Schmauß,

dankbar gewidmet.

Ich war in Geist und Jahren
Beinahe noch ein Kind,
So schwach und unerfahren
Als wie die Kinder sind.
Mein Herz war wohl ein Garten,
Viel Blümlein wuchsen drin,
Doch Unkraut aller Arten
Schlang wuchernd sich dahin.

Da wurdest voller Güte
Mein treuer Gärtner Du,
Und wartetest der Blüthe
Und lächeltest ihr zu,
Gleichwie der Strahl der Sonne
Auf Frühlingskeime blinkt,
Daß unter solcher Wonne
Hervor die Blume dringt.

Doch Deine treue Pflege
Sie hatte viel zu thun,
War immer, immer rege
Und durfte nimmer ruh'n.
Des Unkrauts wilde Reihen
Sie wuchsen hoch und dicht,
So konnten ja gedeihen
Die zarten Blumen nicht.

Du hast die wilden Schossen
Wohl ausgejätet treu,
Die Blümlein dann begossen
Mit Thränen stets auf's Neu;
Hast ohne müdes Zagen
Dein schweres Werk gethan,
Und Deine vielen Plagen
Sah Gott in Liebe an.

Dein Werk ist längst geendet,
Gott lohn' es ewig Dir!
Doch sieh! was Du gespendet,
Das üb' ich selber hier.
Wie meinen Herzensgarten
Du liebend hast bethaut,
So will ich andre warten,
Die Gott mir anvertraut.

Dies Büchlein, dieses kleine,
Ist eine Gärtnerei,
Und zeiget, wie ich meine,
Daß es zu halten sey.
Laß liebend es Dir schenken,
Laß seyn es Dir geweiht:
Es werd' ein Angedenken
An jene schöne Zeit. —

Neuburg, im Dezember 1853.

Die Verfasserin.

Inhalt.

An die Kinder.

Ihr Kinder, kommt zu mir heran,
Und laßt euch froh und innig grüßen!
Ich biet' euch eine Gabe an:
Dies Buch, — ich hab' es schreiben müssen!
Denn wo ich immer wallte hin
Und Blüthen sah auf Frühlingswegen,
Da lachte euer Herz und Sinn
Mir lebensvoll und frisch entgegen.

Die Frühlings- und die Kinderzeit,
Die sind verwandt wie Schwesterseelen;
Da liegt des Schönen viel bereit,
Sich einen Schmuck daraus zu wählen.

Mein Lebensschmuck, das seyd ihr mir!
Mich freut ein jedes Kind am Wege;
Auf weiter Erde keine Zier
Mit solcher hohen Lust ich pflege.

Mich freut ein jeder frohe Laut,
Der dringt aus einem Kindermunde;
Wenn euch mein Auge lächeln schaut,
Hab selbst ich eine frohe Stunde.
Und muß ich trüben eure Lust
— S'ist, leider, hie und da von nöthen, —
So thut mir weh die eig'ne Brust
Und Thränen meine Augen röthen.

Denn wie das Blümlein auf der Flur
Oft dorrt und welkt im jungen Leben,
Trägt euer Herz auch böse Spur
Und hegt ein schlimmes eitles Streben.
Da muß man, sey es noch so schwer,
Euch helfen, rathen, ernst und strenge;
Mit Wort und Zucht und weiser Lehr
Euch treiben, Kinder, in die Enge.

So hab' ich auch in dieses Buch
Gar manche Lehr hineingeschrieben,
Und manchen ernsten, strengen Spruch
In meines Herzens warmem Lieben.
O, nehmt ihn hin! ich mein' es gut!
Und thut, was ich euch vorgehalten;
Das gibt den rechten, frohen Muth,
Und läßt die Kinder kindlich schalten.

Und wo das Büchlein fröhlich spricht,
Und wo es bietet Spiel und Scherzen,
Da, liebe Kinder! zögert nicht,
Und lachet mit aus vollem Herzen;
Und folget seinem lauten Ruf,
Freut euch an Thier und Halm und Blüthe!
Zur Freude Alles Gott erschuf
In seiner hohen Vatergüte. —

Die Schnecke.

Die Schnecke kriecht den Baum hinan
Im Haus;
Sie blicket nicht auf ihrer Bahn
Heraus;
Sie zieht die Bürde freudig hin,
Voll Muth,
Und denkt: „du bringest mir Gewinn
Gar gut.“ —

So trag' dein kleines Ränzlein du,
Mein Kind!
Und lauf der lieben Schule zu
Geschwind.

Es ist ja eine kleine Last,
Fürwahr!
Die gleicht dem Schneckenhäuslein fast
Auf's Haar. —

Das Schneckenhäuslein bietet Trutz
Im Sturm,
Und dienet selber auch als Putz
Dem Wurm;
So, daß das kleine, schwache Thier
Allein,
Nun kriechet zu der Schöpfung Zier
Im Hain.

Mein Kind! viel Geist verborgen liegt
Im Buch,
Der später sich im Köpflein wiegt
Als Spruch.
Des Rechnens und des Schreibens Gab
Dabei,
Das gibt ein ganzes Wissen ab,
Ei ei! —

Das hilft dir wandeln durch die Welt
Gar frisch,
Daß nimmer dich der Hunger quält
Bei Tisch.
Das Wissen gleicht dem reinen Quell
Im Thal.
Draus sprudelt Gold und Freude hell
Zumal! —

Ein Maientag.

So kommst du endlich, o Sonnenschein,
Nach Frost und Regen und Winterspein!
So kommst du endlich und blickst herab
Erbarmungsvoll auf das Blumengrab!

Sey uns gegrüßet aus voller Brust!
Und sey willkommen mit Herzenslust!
Sey uns willkommen viel tausendmal,
Willkommen in jedem Sonnenstrahl!

Die Sonne freut sich ob solchem Gruß;
Sie meint: „Nun freilich ich scheinen muß!
Nun will ich zeigen auch meine Macht,
Will auferwecken die Frühlingspracht.“

Und einen Schimmer herab sie senkt;
Da aus viel Knöspiein die Blüth sich drängt;
Die Gräslein wachen im Boden auf,
Die Erde schmückend in dichtem Hauf.

Und noch ein Schimmer hernieder fällt;
Da regt sich wimmelnd die Käferwelt;
Es glänzt im Grase wie lauter Gold,
Es funkelt als wie Smaragd so hold.

Und noch ein Schimmer voll Sonnenglut!
Nun gar jed' Mücklein sich regen thut;
Und auf der duftigen Blüthenkron'
Da sitzt ein Schmetterling nippend schon. —

Die Vögel jauchzen voll Seligkeit
Ob dieser himmlischen Frühlingszeit;

Die Schnecklein werden des Bäumchens Gast,
Geduldig schleppend die holde Last.

O Sonnenglühen! o Maiengrün,
Mit deinem düfteerfüllten Blühn!
Wie bist du jegliches Jahr so mild
Der Auferstehung getreues Bild!

Der Winter streifte die Blätter ab,
Und legte Alles in's kalte Grab;
Da tönte freundlich des Frühlings Ruf,
Der Alles wieder zum Leben schuf.

Wenn einst wir schlummern in tiefer Gruft
Und uns die ewige Sonne ruft:
O möchte dann in der Tugend Schein
So herrlich unser Erstehen seyn! —

Die Wiese.

I.

Viel tausend kleine Blumen
Im Wiesengrunde stehn;
Da kann man alle Farben
Im schönsten Glanze sehn.

Viel reicher als ein Garten
Ist diese Wiesenflur;
Doch sind es keine Rosen,
Sind kleine Blüthen nur.

Sind auch nicht viel geehret,
Sind nimmer hochgeschätzt;
Nicht Eines man von Allen
In seinen Garten setzt.

Man schreitet unbekümmert
Und rasch darüber fort;
Denn stirbt zertreten Eines,
Blüht neu ein Andres dort.

Doch blickt mit einem Male
Man auf das Wiesenthal,
Dann jubelt froh das Auge
Bei dieser Blumenzahl.

II.

So sind die Kindertage
Mit Freuden auch geschmückt;
Sind mit den reinsten Wonnen
Bekränzet und beglückt.

Die Kindheit ist die Wiese
Mit ihrem Blumenschein;
Ich wollt, ich könnt sie tauschen
Für meinen Garten ein! —

Jetzt freilich, Kinder, dünken
Euch klein die Freuden nur;
Ihr achtet sie so wenig
Wie Blumen auf der Flur.

Denn jede neue Stunde
Euch immer neue bringt,
Und wo ihr immer wallet
Euch süße Lust umschlingt.

Doch blickt ihr einst zurücke
Auf euern Jugendlauf,
Dann gehen erst die Augen
Euch lieben Kindern auf. —

Dann seht ihr hochentzücket
Die reiche Freudenschaar,

Und wie so engelsselig
Die liebe Kindheit war.

O Kinder! macht die Augen
Doch auf zu rechter Zeit!
Genießt mit ganzem Herzen
Die Freuden, euch geweiht.

Genießt die tausend Wonnen
Mit dankbar frommem Sinn,
Und schlingt daraus euch Kränze
Zu ewigem Gewinn.

Erinnerung, so heißen
Die Freudenkränze dann;
Die schaut im spätern Leben
Ihr voll Entzücken an. —

Das Häschen.

I.

Häslein sitzt im Walde
Im Gebüsche versteckt;
Aber in die Höhe
Seine Ohren es streckt.

Horcht auf alle Laute,
Horcht auf jeglichen Ton;
Meint, des Jägers Büchse
Knalle, tödtend es, schon.

Flieht mit rascher Eile
Durch den dichtesten Hain,
Meint von Hund und Jäger
Stets verfolget zu seyn.

Springt mit Todesängsten
Jedem Felde entlang;
Sieht es einen Menschen,
Klopft das Herzchen ihm bang.

Glaub es wohl! — sein Leben
Ist ja ewig bedroht,
Und des Jägers Flinte
Wird doch einstens sein Tod —

II.

Du, mein Kindlein, aber
Sag, was bist du so scheu?
Fliehest stets die Menschen,
Nahen sie dir, auf's Neu.

Schlägst die Augen nieder,
Zitternd stehest du da;
Glaube gar, das Weinen
Ist dir, Engelchen, nah? —

Sey nicht wie das Häschen,
Welchem pochet das Herz!
Dir, mein liebes Kindchen,
Dir begegnet kein Schmerz.

Denn die Menschen tragen
Dich voll Lieb' und Geduld;
Blicken in dein Auge
Voll der innigsten Huld.

Schützen deine Schritte,
Wo du wallest, mein Kind!
Schütteln selbst zum Schlummer
Dir dein Bettchen so lind.

Also sey kein Häschen;
Komm, o komme nur her!

Blick mir in das Auge,
Und, o fürchte nichts mehr!

Gib mir schnell ein Patschchen,
Schlage freudiglich ein,
Laß uns voll Vertrauen
Gute Freunde nun seyn. —

Der Berg.

I.

Sieh, dorten in der Ferne
Den Bergespfad so steil.
Da droben prangt ein Kirchlein
Mit reichem Gnadenheil.

Den Berg möcht ich erklimmen,
Doch ist er gar zu hoch,
Der Weg zu mühselig;
Was thut's! ich wag es doch.

Denn droben ist es herrlich!
Da lohnet hehre Pracht!
Da fühlt man sich umgeben
Von Gottes Wundermacht!

Ich nahe mich dem Berge;
Doch welch ein Trugesschein
Hielt nur mein Aug' umschlossen!
Denn steh! der Berg ist klein.

Es ziehen sich die Pfade
Zu einer Hügelbahn;
Mit wenig, wenig Mühe
Steig ich den Berg hinan.

Nun endlich steh' ich oben;
Gott! wie so schön ist's da!
Hier lieget aufgeschlossen
Die Gegend fern und nah.

Herauf, ihr lieben Leute!
Die Mühe nicht gescheut!
Denn mehr als ihr gehoffet,
Die Bergesspitze beut. —

II.

Solch' Berg, ihr lieben Kinder!
Ist auch des Lernens Pflicht.
Wie deuchet aus der Ferne
Er steil und felsig nicht!

Doch setzt mit frischem Muthe
Nur fröhlich an den Fuß;
Thut rasch die ersten Schritte,
Und leicht es gehen muß.

Die schweren Hindernisse,
Wie schwinden sie dahin!
Die Mühe wird zur Freude,
Die Plage zum Gewinn.

Und o! von Stund zu Stunde
Sieht heller dann der Geist;
In unbekannten Fernen
Er suchend, forschend kreist.

Da jubelt man in Wonne,
Blickt fröhlich nun zurück,
Und denkt: „Mit kleiner Mühe
Erkauft' ich großes Glück."

Drum frisch gelernt, ihr Kinder!
Die Mühe nicht gescheut!
Denn mehr als ihr gehoffet
Das schöne Ziel euch beut!

Das Erwachen eines Schmetterlings.

Ein prächtiger, buntbemalter Schmetterling, welcher sich an einem heißen, langen Sommertage voll Wonne auf duftigen Blumen gewiegt, von einem Zweige zum andern geschwungen und sich mit den tausend tanzenden Mückchen belustigt hatte, schwebte, als die Abendsonne bereits hinter dem Berge verschwunden war, durch ein offenes Fenster, setzte sich auf eine Stuhllehne, betrachtete sich die fremde Umgebung und — ermüdet vom lustigen Tage — schlummerte er ein. Die Nacht kam mit ihrer Stille und ihrem Dunkel. In der Stube brannte kein Lichtlein, nur der Mond warf seinen Silberschein herab und spielte auf den Flügeln des Schmetter=

lings. Alles schlummerte; die ganze Natur schien auszuruhen und Kräfte zu sammeln für den kommenden Tag. Die Blumen aber dufteten mitten in ihrem Schlafe, wie ein Kindlein, das im Traume lächelt; der Zephyr bewegte die Blättchen und Gräser, wie die Mutter, die ihr Kindlein wiegt, und der Strom rauschte sein feierliches Wiegenlied dazu; Mond und Sterne, die himmlischen Wächter der Nacht, lächelten auf die süß schlafende Schöpfung. Sonst aber mahnte nichts an Leben und Wachen, — und auch unser Schmetterling schlief fest und sanft.

Endlich hatte die Schöpfung ausgeruht, die Wachtel ließ ihren Ruf als Morgenglöcklein erschallen; die Lerche sang leise, wie noch halb schlummernd; im Osten regte sich das dämmernde Licht und zog von der Schöpfung den tiefen, undurchsichtigen Schleier. Allmählig wurde es lichter und lichter; nun färbte ein goldner Streif den

Himmelsrand, — jetzt ist er größer! und o sieh! die wunderbare, königliche Sonne steht dort am Firmamente. Hat ein Zauberschlag die Natur berührt? Leben überall! Duft überall! Thauperlen überall!

Auch in das Stübchen war der Sonnengruß gedrungen; er hatte zuerst an die offene Scheibe geglänzt und dann jubelnd hineingeschaut; nun nahte er sich der weißen Wand und beleuchtete sie, daß sie glänzte wie neugefallener Schnee; dann sah er den immer noch schlafenden, einsamen Schmetterling, und lächelte wundersam auf seinen Liebling, um ihn zu erwecken, als er aber immer nicht erwachen wollte, beschien er die dunkle Stuhllehne und warf seinen hellsten Schimmer auf den Langschläfer.

Das hatte gewirkt, wie der Mutterkuß das schlummernde Kindlein weckt. Der warme Strahl drang in den kleinen Leib des Schmetterlings und goß Glut und Lebendigkeit in denselben. Zuerst begann er auf der Lehne zu beben und zu zittern;

dann regten sich die Flügelein; aber es war, als ob der Schlaf sie immer noch gefangen halte; endlich lösten sie sich, — noch ein Schimmer, — sie heben sich, sie schlagen um einander, — der Schmetterling ist erwacht; und mit einem lebensfrohen Fluge erhebt er sich von seinem Lager, schwebt empor, umher, hinauf an die Decke, — hin zum offnen Fenster. Nun kostet er die duftige Morgenluft; das thauige und blumige Frühstück lockt, — und hinaus, hinaus schwebt er! schon wiegt er sich dort auf einer Blüthe; schon hat er seine Brüder gefunden und tanzt mit ihnen in der köstlichen Morgenluft, — verschönernd den blauen Aether und seine prächtigen Farben zeigend im schimmernden Sonnengolde. —

Kinderlein! Auf! auf! den Schlummer aus den Aeuglein gewischt! die liebe Sonne scheint auch

auf euer Bettlein. Nicht lange gezaudert! nicht lange hin und hergewälzt in träger Ruhe! Auf! auf! Morgenstund hat Gold im Mund! Denkt an den Schmetterling! frisch, wie er, hinaus! —

Das süße Herz.

Es ist ein kleines Bild, das ich euch vorhalte, liebe Leser und Leserinnen! ein kleines, einfaches Bild, aber ich habe es gesehen, nicht gemalt, sondern lebendig, und ich habe mich innig daran ergötzt! —

Die Hauptperson auf dem Bilde ist Franz. Das ist ein komischer, kleiner Bursche, drollig in jeder Bewegung. Wenn man ihn zum Erstenmale sieht, hält man ihn für nichts weniger als schüchtern; denn er thut, als ob Niemnd da sey, macht Purzelbäume und allerlei tolles Zeug; aber das ist Alles nur Schein; er ist im Gegentheile voll Verlegenheit, und versteckt diese unter solch kindischem Treiben. Wenn man aber einmal seine Bekannt-

schaft gemacht hat, merkt man bald, daß es ein schüchternes Bübchen ist, allen Umgang mit fremden Kindern vermeidet, und lieber mit Mädchen als mit Knaben spielt, weil die Mädchen doch meistens sanfter sind. Aber ich habe gesagt, Franz sey ein drolliges Bübchen und das ist wahr. Seht nur, wie er daher trippelt, der kurze Mensch, mit seiner Schultasche auf dem Rücken und den Bekannten mit seinem Händchen freundlich zuwinkt; mehr mit einer komischen Miene als mit Worten antwortet; und seht nur, wie beim Schreiben er die Buchstaben gleich Kameraden betrachtet, sie auslacht, wenn sie schief stehen; hört nur, wie er ihnen droht, in ihrem Gefängnisse zu bleiben, — so benennt er nämlich die Linien, — und sie bleiben auch hübsch darin, denn Franz ist ein fleißiges Bübchen, das sich Mühe beim Schreiben gibt. Er lernt zwar erst seit 6 Wochen, liest aber in seinem Gottbüchlein schon ganz wacker, nicht so schluderig,

wie es manche Schüler machen; zählt seine **100** Bohnen genau, daß ihm ja keine fehlt und legt sie sorglich je zu **10** auf Häuflein. Und weil Fränzchen so fleißig lernt, habe ich ihm ein süßes Herz mitgebracht. Das bekömmt er heute nach der Lehrstunde, wenn er so brav ist, wie immer. —

Franz wird feuerroth vor Freude; aber er verlangt nicht schon im Voraus darnach; er bleibt vor seinem Buche sitzen, bei dem ich ihn schon in Erwartung meiner fand; sieht nicht rechts, sieht nicht links; liest, ohne erst mein Kommando-Wort abzuwarten, schreibt dann schön langsam, obwohl man nicht Zeit hat, auf ihn zu merken, denn die größeren Brüder müssen auch belehrt seyn; bekömmt nicht Langeweile, malt seine Ziffern, kurz und gut: thut seine Schuldigkeit heute, wie immer. — Die Lehrstunde ist vorbei. Franz schaut mich nicht an, denn er ist voll Verlegenheit, weil er das Herz noch nicht hat und es doch nicht verlangen will.

Endlich lege ich es in seine Hand und er, — was wird er wohl thun? — Wird er auch nicht rechts und nicht links sehen, wie beim Lernen und rasch damit zum Munde fahren? — Ich meine fast und nehme es ihm auch nicht übel; und euch geht es eben so, nicht wahr?

Aber mein Fränzchen ist besser als wir dachten. Er schaut rechts, er schaut links, — sein ganzes Gesicht lacht und glänzt, denn er dünkt sich ein reicher Mann, er schaut Max an, und gibt ihm ein Bröckchen, er blickt auf Joseph und reicht ihm einen Theil; dann legt er Etwas in Annchens ausgestreckte Hand, und nun trippelt er hin vor das Stühlchen, in welchem sein halbjähriges Brüderchen sitzt, auch ein Bürschchen voll Leben und Lustigkeit, denn er strampelt gewaltig mit den Füßen, lacht laut auf und streckt die Aermchen aus. Man merkt es gleich, die Beiden haben sich lieb.

Franz hat noch nicht einen Brosamen von

dem süßen Herz gegessen, und es ist doch sein zuerst Erworbenes, denn er hat es verdient, wie der Taglöhner seinen Lohn. Nun kniet er sich hin vor das Brüderchen, bricht ein kleines Stückchen ab, schiebt es ihm in den Mund; der Kleine verzehrt es gierig, Franz sieht mit wahrer Seligkeit auf ihn, bricht wieder etwas ab, und füttert das Kind, bis der letzte Brosame verzehrt ist. Die Beiden kommen mir vor, wie das Vögelchen, welches sein Junges ätzt, so zärtlich, so rührend, so aufopfernd.

Nun ist das süße Herz verzehrt; aber Fränzchen! ich weiß noch ein anderes und o! ein noch viel süßeres Herz! es ist das Deine, mein Knabe. —

O, wie schön, wie rührend ist die Geschwisterliebe; diese Liebe, die mit dem Leben beginnt, und erst mit dem Tode endet! diese Liebe, so voll zarter

und heiterer Erinnerungen, die uns in spätern Jahren noch zurückführen zu dem Schooße der geliebten Mutter, wo wir gemeinschaftlich spielten und gemeinschaftlich so selig waren! O, Kinder! liebet einander wie Franz sein Brüderchen liebt, dann werdet ihr nicht allein das süße Herz, — ihr werdet später Alles mit einander theilen: Lust und Leid! Hab und Gut! Ihr werdet Ein Herz und Eine Seele seyn! —

Paulinchen.

Pauline war ein herzensgutes Mädchen, und dennoch gefiel sie keinem Menschen. Das kam daher: sie hatte kein Schwesterchen, aber lustige, tolle Brüder, welche auch noch Besuche von ihren Kameraden bekamen, wo es freilich etwas lärmend zuging. Da sie aber selbst noch ein Kind von 11 Jahren war und das Spielen sehr liebte, so mischte sie sich in die Bubengesellschaft, trieb es nicht weniger toll als diese, ja, suchte sie bisweilen noch zu übertreffen, eben weil die losen Jungen sie neckten und verächtlich sagten: „Kannst nichts! bist halt ein Mädel!" — Diesen entsetzlichen Schimpf wollte sie um keinen Preis auf sich sitzen lassen; somit

war ihr keine Leiter, keine Mauer, ja nicht einmal ein Baum zu hoch. Ging es an's Soldatenspiel, dann hatte sie gewiß die längste Gerte, und hieß es erst: „springen!" — dann griff kein Bub so weit aus und hob die Beine so tapfer in die Höh wie Paulinchen, und o! wie lange Beine hatte sie nicht! Das war aber auch übel für sie; darum stand es ihr gar so schlecht an; und weil sie bereits eine für ihr Alter ungewöhnliche Größe erreicht hatte, benannte man sie im Scherze wohl hie und da mit dem niedlichen Namen: Fräulein Fahnenstange. Die Leute lachten über Pauline, die Eltern schüttelten den Kopf und meinten, es wäre Zeit, daß sich das ändere; aber vor der Hand war hiezu noch wenig Aussicht vorhanden; die Mutter machte nicht Ernst, der Vater, ein gemüthlicher Mann, lächelte bei diesem Anblicke sogar bisweilen in sich hinein, dachte an seine eigenen Jugendjahre, an seine Spiele mit den Schwestern, aus denen später

auch ganz liebe, anständige Fräulein geworden waren, und meinte: das gibt sich von selbst.

Es gab sich auch von selbst, aber vorher mußte Pauline ihre Bubenstreiche noch theuer bezahlen. Hört, wie es zuging und nehmt euch ein Beispiel daran.

Es war eben jene wunderliche Jahreszeit, von der man nicht weiß: ist sie Winter oder Frühling; die bald tobt, wie ein toller Wildfang, bald lächelt, wie ein sanftes Mädchen, die dem Hügel ein weißes Schneekäppchen aufsetzt und die Wiese mit Blumenglöcklein schmückt; die heute an die Zweige glitzernde Eiszacken hängt und morgen aus denselben kleine Blättlein lockt; die am Abend knarrend die Wetterfahne dreht und am Morgen Frühlingsodem über die Fluren haucht; die an dem Einen Tage die Kinderschaar zu Spielen ladet und am andern sie hinter den Ofen treibt; kurz — es war April.

Heute lächelte der holdeste Sonnenschimmer

vom Himmel hernieder. Die Eltern fühlten selbst Erbarmen mit der lustigen Kinderschaar, die so lange hatte im Zimmer schmachten müssen, sie hatten den Kindern und einigen ihrer Gespielen einen freien Nachmittag gewährt, und hinaus ging es in den großen, hügelichten Hopfengarten nahe am Hause. Die langen Stangen, welche zu Zelten gefügt waren, boten herrliche Gelegenheit zu Soldaten-Spielen; zudem war noch ein, aus rohem Gebälk gezimmertes Gartenhaus vorhanden; jedes Kind besaß einen und wohl auch mehrere Bälle, denn der lose April ist ja eben die Zeit, wo diese an der Tagesordnung sind. Es wurden also zwei Abtheilungen gemacht, zwei feindliche Parteien; die Einen mußten das Sommerhaus, welches eine Festung darstellte, vertheidigen, die Anderen dieselbe erobern; die Bälle aber flogen als Kanonenkugeln umher.

Nun ging es an ein Kämpfen, Ringen, Werfen, Schreien und Jubeln. Unsere Pauline hatte

ihr rothes Tuch als Schärpe umgebunden; an einer kleinen Stange flatterte als Fahne ihr Sacktuch, und so stand sie hoch oben, die Fahne schwingend. Sie hatte einmal von der Jungfrau von Orleans gelesen, welche im Kriege Alles besiegt hatte; diese wollte sie heute darstellen. Lustig war das Spiel, groß das Vergnügen! Mit glühenden Wangen umkreisten die Knaben das Sommerhaus; Eines wollte das Andere an Tapferkeit übertreffen und die Buben ärgerten sich bereits, daß Pauline immer vorn daran war und das Banner so stolz in den Lüften schwenkte. „Die Fahne muß unser seyn!" war das Losungsgeschrei der stürmenden Partei. „Hinauf! hinauf! herunter mit ihr!" —

Und vorwärts tobte die wilde Schaar; aus dem Scherze wurde völliger Ernst, und bald lag die kleine Jungfrau von Orleans auf dem Boden und weinte Thränen des Zornes; die Fahne war ihr entrissen; ihr Bruder Joseph jubelte im Siegesmuthe und

schwang sie im Winde. Da nahm Paulinchen noch=mal ihre Kraft zusammen und drang auf ihn ein. Die beiden Kinder hatten lange, zugespitzte Stöcke in der Hand, die ihre Speere vorstellten. Und nun ging es an ein Kämpfen. O, haltet ein! haltet ein! Aber es ist zu spät. Der spitze Stock fährt gegen Paulinens Stirne; sie will ausweichen, aber statt dessen rennt sie in denselben und die Spitze fährt in die Haut. Pauline sinkt zur Erde, Blut strömt aus der Wunde, Joseph fällt erschrocken auf die Knie, einige der Kinder laufen zur Mutter, diese aber hat bereits am offenen Fenster das Unglück gesehen; mit einem Schreckensruf eilt sie herbei und findet Pauline ohnmächtig in den Armen ihres Bruders, der verzweifelnd ruft: „Sie ist todt! sie ist todt! Mutter, ich hab sie umgebracht!“ —

Pauline wird in's Haus getragen, der Wund=arzt sitzt an ihrem Bette, die Mutter hält ihr Haupt in den zitternden Händen, Joseph kniet hän=

deringend am Boden. Endlich öffnet sie die Augen, sie kommt zu sich, sie sieht die bleiche Mutter, den weinenden Bruder. Alles steht plötzlich vor ihrem Geiste; die Liebe zum Bruder und das Bewußtseyn ihrer eigenen Schuld verweben sich ineinander, sie erhebt flehend die Hände und flüstert: „O, strafe Joseph nicht! ich allein bin schuld!" — Dieser kindliche Zug ist der Mutter eine Freude in Mitte der Angst und des Schmerzes.

Der Wundarzt hat die Stirne mit einem langen, spitzen Instrumente untersucht, sein Auge klärt sich auf, es ist keine innere Verletzung vorhanden.

Aber welch schmerzliche Tage folgten nun! Alle Morgen verband der Arzt die Wunde und klebte schmale Streifen aus Heftpflaster über die Stirne. Die schönen Maitage lachten sonnig zum Fenster herein; Pauline sah sie nicht, der Schrecken und Blutverlust hatten ihr eine Krankheit zugezogen; sie lag im Bette bewußtlos viele Stunden, viele Tage.

Wochen waren verstrichen als die Mutter sie am Arme zum Erstenmale wieder in's Freie führte. Aber Paulinens ganzes Wesen war verändert. Mit einem wehmüthigen Lächeln hörte sie Josephs Verheißung, daß sie nun bald werde mit ihnen spielen können. Als sie nun wieder ganz wohl war und die Brüder sie freundlich einluden mit ihnen zu gehen, deutete sie lächelnd auf die Narbe an ihrer Stirne und sagte: „Nein, nein! ich habe genug! geht ohne mich; ich will inzwischen eure Strümpfe stricken, geht nur, ihr losen Buben!" —

Und so blieb es auch. Paulinchen war plötzlich ein ruhiges, sanftes, eingezogenes Mädchen geworden; aber zeitlebens blieb auch die Narbe auf ihrer Stirne, und als einst Jemand sie scherzhaft frug: in welchem Kampfe sie die Narbe erhalten habe, antwortete sie lächelnd: „Bei meinem letzten Bubenstreiche." —

Das Steingezweig.

I.

In einer Mauer grau und alt,
Aus hartem Stein gebaut,
Gar jung und frisch aus einem Spalt
Ein grünes Zweiglein schaut.

Es hat einmal der rauhe Wind
Ein Samenkorn verweht,
Da nahm der Spalt das Saatenkind
Mitleidig in sein Beet.

Und kleine Erdenkörnlein nur
Sich legten mild darauf;
Das ward des Keimchens ganze Flur,
Und fröhlich ging es auf. —

Sog durstig jeden Tropfen ein
Und jeden Sonnenstrahl;
Nun ward es schon ein Bäumchen klein
Mit reicher Blätterzahl.

Es wächst mit jedem neuen Jahr,
Streckt fröhlich sich empor,
Und pranget gleich der Bäume Schaar
In holdem Blüthenflor.

Schmückt seine alte Mauer hold,
Als wäre sie bekränzt,
Daß sie bei spätem Abendgold
Ganz wunderbar erglänzt.

II.

Du hast ein w e i c h e s Herz, mein Kind,
Kein Herz von hartem Stein;
Und Elternliebe leget lind
Die Tugendsaat hinein.

Und ihre Treue blickt darauf
Wie Frühlingssonnenglut,
Hält deinen ganzen Jugendlauf
In warmer Pfleg' und Hut.

Läßt scheinen dir die Jugendlust
Auf deine Lebens-Au,
Und wird sie matt, die junge Brust,
Weckt sie den Thränenthau.

O Kindlein, schau zur Mauer hin,
Und frage dich dabei:
Ob auch in deinem Herzen drinn
Die Saat erstanden sey.

Und keimet sie, so habe Acht,
Daß reicher stets sie blüht,
Und daß zu einer Gartenpracht
Nun werde dein Gemüth.

Und keimt sie nicht, so schäme dich
Hinein in's tiefste Herz;

Dann bete warm und inniglich
Mit tiefem Reueschmerz.

Und pflege treu von dieser Stund
Die reiche Herzenssaat;
Mein Kind, dein Engel dann im Bund
Sich dir als Gärtner naht.

Du junger Trieb, du reicher Flor,
Werd deiner Eltern Lust;
O, wachse, blühe hoch empor
An ihrer treuen Brust!

Du bist ihr Stolz, ihr Erdenruhm,
Ihr Schmuck im weißen Haar;
O junger Trieb! o zarte Blum',
Bring deine Düfte dar! —

Das Gewitter.

I.

O wie schwül, o wie schwül,
Drückt die Luft im weiten Raume!
Nicht ein Plätzchen labend kühl
Findet sich am Waldessaume.
Alle Blumenkelche sinken
In Ermattung auf die Au,
Und die kleinen Vögel trinken
Durstig von dem Tropfen Thau.
Alle Thierlein schlummern träge
In dem Grase, in dem Hain,
Selbst der Käfer auf dem Wege
Hält in seinem Gange ein.

Scheint es doch, die Frühlingskraft,
Die sich allgewaltig regte,
Ist gelähmet und erschlafft
Eh' sie noch ihr Walten pflegte.
Stockend ist das junge Leben
In den aufgeschoss'nen Aehren
Und das Blümlein auch daneben
Kann sich nicht des Schlummers wehren.
Weiß bestaubet sind die Pfade,
Sind durchglüht vom Sonnenbrand,
Lechzend nach dem kühlen Bade
Dort am fernen Himmelsrand.
Traurig sieht der Himmel nieder,
Schaut herab, als ob er weine;
Denkt: „da muß ich helfen wieder,
Denn ich kann es nur alleine."

Und er zieht die Stirn zusammen;
Wolk auf Wolke drauf sich legen;
Aus dem Dunkel blitzen Flammen,
Zornestöne auch sich regen.

Und der Wind beginnt sein Sausen,
Schlägt umher wie tausend Ruthen.
Peitscht den Strom mit wildem Brausen,
Jagt die Fischlein durch die Fluthen,
Schüttelt selbst die starken Aeste,
Schüttelt Zweige, Blätter, Blüthen,
Scheucht aus ihrem kleinen Neste
Rasch die Vögelein mit Wüthen!
Fähret durch die matten Auen,
Daß die Gräslein sich erheben,
Und die Käfer ängstlich schauen,
Und die kleinen Blümchen beben,
Und die Grillen sich verstecken,
Ihr Gezirpe plötzlich enden,
Und die Mäuse voller Schrecken
Sich zu ihren Höhlen wenden,
Und die Hasen, Hirsch und Rehe
In's Gebüsche leise schlüpfen,
Und das Eichhorn in der Nähe
Plötzlich endet nun sein Hüpfen. —
Rollend kommt dahergezogen
Wolk auf Wolke immer wieder,

Gleich des Wasserfalles Wogen
Stürzt der Regenstrom hernieder.
Horch! — ein Krachen; — sieh! in Flammen
Erd und Himmel grausig stehen!
Gott, o schütz' uns All zusammen,
Denn vor Angst wir fast vergehen. —

Endlich sich die Stürme legen;
Wieder lichtet sich die Ferne,
Selbst die lieben goldnen Sterne
Blicken durch den milden Regen.
Ferne sind die Wolken schon,
Nur von Weitem noch es tönet
Wie ein halberstorbner Ton.
Wie ein Streit, der sich versöhnet.
Ferne sieht man Blitze leuchten,
Wollen freundlich Abschied sagen,
Und die Lüftchen noch, die feuchten,
Eilig nun von dannen jagen.
Doch ein Düftchen balsamisch
Strömet jetzo durch die Räume;

Alles ist so jung und frisch!
Säuselnd regen sich die Bäume;
Lustig ihre Köpflein strecken
Nun die Blümlein all' empor,
Und die Gräslein alle recken
Sich im Wiesengrund hervor.
Neues Leben, neue Wonne
Herrschet in der ganzen Flur;
Freundlich schaut die Morgensonne
Auf die neue Segensspur.
Froher Wachtelschlag erklinget
Bei dem ersten Morgengrau,
Und der Lerche Jubel dringet
Durch die neubelebte Au.
Alles, was nur athmet Leben
Stehet da in frischer Pracht,
Und ein reges Jugendstreben
Ist erstanden und erwacht. —

II.

Sieh, mein Kind, in deinem Leben
Kann es oft nicht anders gehen,
Auch Gewitterstürme geben
Muß es für dein Wohlergehen.
Deine holden Frühlingstage
Glänzen voller Freudenschein;
Keine Sorge, keine Plage
Mischt sich je und je darein.
Aber Freuden sind wie Gluten:
Sie ermatten auch das Herz;
Und so müssen Thränenfluthen
Kommen mit Gewitterschmerz,
Wenn die Tugendblümlein neigen
Müd das Haupt in deiner Brust,
Die Gebeteslieder schweigen
Eingeschläfert von der Lust.

Sieh! da zieht die Stirn zusammen
Auch der Vater, Wolken gleich;

Und sein Auge funkelt Flammen
Daß du bebest still und bleich;
Und sein zürnend Wort erschallet
Zu des Blickes Zornesglut;
Da aus deinem Auge wallet
Nun die reiche Thränenfluth.

Doch wie herrlich! wie gepfleget
Ist die kleine Herzenswelt
Wenn der Sturm sich hat geleget,
Freude wieder Umzug hält.
O, wie duftet, gleich dem Garten,
Jeder Trieb und jede Blüth',
Jedes Keimchen aller Arten
In dem kindlichen Gemüth. —

Die alte Eiche.

I.

Im Walde steht ein alter Baum;
Beblättert sind die Zweige kaum,
Sein Haupt ist kahl und abgeblüht,
So hold auch drauf die Sonne glüht.

Er hat erlebt gar mancherlei,
Bei manchem Sturm war er dabei,
Hat Frühlingswonne oft gefühlt,
Ward oft vom Regenstrom umspühlt;

Im herbstlich wilden Windestanz
Verloren seinen Blätterkranz;

Hat oft gefühlt des Winters Weh,
Hat oft gefroren unterm Schnee.

In seiner Nähe sproßten auf
Viel junge Bäumlein wohl im Hauf;
In seiner Nähe ward gefällt
So mancher Baum zum Todtenzelt.

An seinem Fuße blühten zart
Auch bunte Blümlein jeder Art;
Viel Käferlein erglänzten hier
So hell, wie Edelsteine schier.

Und mancher müde Wandersmann
Hielt da in seinem Schatten an,
Still horchend auf den Vogelsang,
Der hier aus Baumes Zweigen klang.

Und weil der Baum so viel erlebt,
So viel an ihm vorbeigeschwebt,
Dünkt uns, obwohl von Zeit entlaubt,
Ehrwürdig doch sein altes Haupt.

Und rauscht es durch die Zweige hin,
So liegt ein ernster Ton darin,
Es ist dann Jeglichem sofort,
Als höre er ein heilig Wort.

II.

Gleich solchem Baume ist der Greis
Mit kahlem Scheitel, Locken weiß.
Wie Vieles hat er nicht geschaut!
Wie Vieles ward ihm nicht vertraut!

Wie manchen Schmerz, wie manche Lust
Hat nicht empfunden seine Brust!
Bis ihn die herbe Zeit gebleicht,
Daß er dem alten Baume gleicht.

Nicht schmückt ihn mehr der Jugend Glanz,
Erfahrung ist sein Lorbeerkranz;
Vor diesem beuge dich, o Kind!
Denn dies die schönsten Kränze sind.

Und acht auf jede Lehre wohl
Die je aus seinem Munde quoll;
Sie führet dich durch Geistesnacht
Viel heller noch als Sternenpracht.

Der Thau.

I.

Ein kleiner heller Tropfen
Auf einem Blümlein ruht.
Dem Blümlein deucht die Zierde
Gar wunderhold und gut.

Es duftet süßer, reicher,
In solchem holden Schmuck;
Es achtet auf dem Blatte
Nicht seinen leisen Druck.

Die Sonne scheint hernieder
Und blickt mit ihrem Schein
Als wie in einen Spiegel
Mit süßer Lust hinein.

Das freut die Wasserperle;
Sie danket für das Glück,
Und strahlt in allen Farben
Den Sonnenschein zurück.

O Sonnenschein und Blüthe,
Und du, o klarer Thau!
Wie taugt ihr für einander,
Und für die Frühlings-Au!

Wer solchen Tropfen schauet,
Der wische ihn nicht ab;
Bewundernd bleib' er stehen,
Daß dran sein Herz sich lab'. —

Die Thräne.

II.

So eine holde Blume
Ist jedes liebe Kind;
Die Thränlein in dem Auge
Des Thaues Tropfen sind.

Doch ach! wenn sie entflossen
Der frühen Lebensnoth,
Dann bleichen sie die Wangen,
Erst noch so rosenroth.

Und ihre Schwere drücket
Das zarte Kinderherz;
Die kleine Fluth ertränket
Den holden Jugendscherz.

Nicht läßet sie entsteigen
Den süßen Lenzesduft,
Es wird das Herz des Kindes
Zur frühen Frühlingsgruft.

Denn wenn die Wasserperle
Im Kindesauge bebt,
Vorbei das Glück der Jugend
Im Trauerfluge schwebt.

O Kindesaug' und Thräne!
Nicht taugt ihr für einand;
Such dir, du Schmerzenstropfen,
Such dir ein ander Land!

Doch ihr, die ihn erschauen,
Wenn ihn der Kummer weint,
O, trocknet ihn und strebet,
Daß dort die Freude scheint. —

Wiesenbächlein.

In sanfter Ruhe, fröhlich, helle,
Das Wiesenbächlein fließt dahin.
Nicht wirft es Eine rasche Welle,
Es ist als wie ein Kindersinn.

Vom blumenreichen Uferrande
Wird wunderlieblich es bekränzt,
Gleichwie ein Kind mit buntem Bande
In seinem Festtagsschmucke glänzt.

Da kommt am dunkeln Himmelsbogen
Ein schwarzes, drohend Wolkenheer,
Gejagt vom wilden Sturm, gezogen
Und gießt herab sein trübes Meer.

Das eint sich mit dem reinen Borne
Und trübt das Wässerlein so klar;
Dies schäumt und braust, gleich wie im Zorne
Auch manchmal thut die Kinderschaar.

Dann eilt es keck aus seinem Gleise
Und bricht sich eine fremde Bahn,
Und tritt in weiter Flur die Reise,
Die schlimme, die verwegne, an.

Wie dies die Sonne sieht mit Leide,
Da thut sie auf den hellen Blick,
Sagt leise: „Bächlein, sey gescheide!
Und kehr' in deine Bahn zurück!" —

Nicht kann das Bächlein widerstehen
Solch' einer Mahnung sanft und warm;
Die bösen Wünsche all vergehen,
Es kehrt zu seinem Ufer-Arm. —

Ihr Kinderlein, nehmt dies zum Bilde,
Wenn ihr im bösen Uebermuth
Und auch verführt von schlimmer Gilde,
Als wie das Wiesenbächlein thut.

Laßt euch vom Mutterauge rühren,
Das wärmer blinkt als Sonnenschein,
Zur Tugend euch zurücke führen,
Denn sie nur lehrt euch glücklich seyn.

Aus der Schule schwätzen.

Wahrhaftig, der Frühling kommt! Er hat den letzten, späten Schnee bezwungen, und die Erde erweicht. Die Sonne blickt mit einem wahren Festtagsgesichte vom Himmel herab; ein jeder helle Strahl ist ein Gruß und ein Ruf an die schlummernden Keime in Baum und Erde. Sie haben den warmen Blick verstanden, Gräslein und Schneeglöckchen gucken und steigen hervor, selbst das Veilchen durchduftet den Hain, Schossen und Knospen erscheinen an den starren, kahlen Zweigen, die Vögel zwitschern und singen, und auf dem großen, schönen Promenade-Platz inmitten der Stadt schreien und jubeln noch lauter die Kinder, besonders wenn die

Schule geschlossen und die Spielstunde gekommen ist. Grübchen werden in den Boden getreten; die grünen, rothen, gelben und grauen Schusser kugeln herum, da wird gewonnen und verloren, gelacht und hie und da auch wohl ein wenig geneckt und gestritten; aber bald herrscht wieder Friede und Freude und die sich erst kurz zuvor in den Haaren lagen, sind wieder die besten Kameraden. Die Mützen der Buben stiegen lustig in die Luft unter den Beinen hindurch und fallen oft künstlich aufgefangen wieder auf den eigenen Strubelkopf; die Mädchen werfen den Ball hoch, hoch hinauf, daß er oben in der Luft zum Pünktchen wird und manchmal dann herab auf's Näschen fällt. Andere bilden einen fröhlichen Reihen: „blinde Kuh, — Schneider, leih mir die Scheer" — und wie die Spiele alle heißen, werden gespielt. Da steht gar ein kleiner Wagehalz hoch droben auf dem Brunnen und jauchzt und schwingt seine Haube; und dort

auf dem Baume sitzt wieder ein Paar, sie wiegen sich, wie die Schmetterlinge auf den Blumen vom Zephyr bewegt. Alles dreht sich bunt durcheinander: das geputzte Mädchen mit den weißen Höschen; der kleine modisch gekleidete Junge, und die zerlumpten Buben und Mädchen, denn der Frühling und der Promenade=Platz, und die Freude und das Spiel sind für Alle.

O, welch ein lustiges Leben ist doch das! Man möchte gar nicht mehr nach Hause gehen und nur von Sonnenschein und Fastenbretzeln leben, was ja Alles hier auf dem herrlichen Platze zu haben ist. Das ist freilich eine schöne Zeit voll Lenzes=freuden, aber ach! auch voll Schulsünden. — Wer kann da aber auch ohne Mißmuth und Thräne an die Aufgaben denken, oder gar nach kurzer Rast zur Privatstunde gehen!

Ludwig hat den heimlichen Wunsch, die Schule möchte seyn, wo der Pfeffer wachst; Marie möchte

mit dem Mückchen tauschen; — Therese möchte lieber mit dem Vögelein auf dem Platze, als mit dem Lehrer in der staubigen Schulstube singen; und auf dieselbe Art ist in jedem Kindersinne ein Wunsch versteckt. Das Schulränzchen, welches noch zu Weihnachten so große Freude bereitet hatte, wird nunmehr mit einem Seufzer auf den Rücken geschnallt; der sonst so hurtige Schulgänger schlendert wie ein kleiner Taugenichts einher, bleibt wohl auch dort bei einer Kinder-Gruppe stehen und vergißt gänzlich, daß es schon 2 Uhr geschlagen und das Schulgebet begonnen hat.

Und in der Schule, wie geht es erst da oft so unruhig zu! Dort in der dritten Bank fällt ein Schusser zu Boden. „Wer hat's gethan?" — Schau nur, wie plötzlich die Hände so ordentlich auf der Bank liegen, als hätte nie Eine einen Schusser gehalten. Wieder Einer, und noch Einer! In der allerletzten Bank fliegt gar ein Ball in die

Höhe, denn da sitzen auch die Rechten beisammen. Nein, das ist doch zu arg! Schau nur, da strickt nun gar Eine; gewiß darf die nicht eher auf den Platz als bis sie **12** mal herum hat, und nun benützt sie dazu die Schule. — Was ist denn aber nun los? auf einmal alle Kinder auf den Bänken! „Das Dampfschiff! das Dampfschiff! da unten auf der Donau rauscht und braust und keucht es einher, schlägt mit seinen Rädern gleich wie mit Armen das Wasser aus einander, daß der Schaum hoch empor spritzt. Wer sollte nicht meinen, daß in dem rauchspeienden Ungeheuer Leben herrsche! Wie freundlich flattert die blau-weiße Fahne in der Luft; auf dem Verdecke stehen Herren und Frauen und bieten der Stadt im Vorüberfahren ihren Gruß. Damit sind gewiß auch die Kinder gemeint; kein ermahnender Ruf der Lehrerin wird gehört, — es ist ja heute das Erstemal, daß das Dampfschiff wieder vorbeirauscht. —

Aber das Gesicht der Lehrerin verdüstert sich doch endlich trotz aller Liebe und Nachsicht; die Ruthe kommt zum Vorschein, denn wer möchte es ohne sie aushalten! Die Schule ist ein kleiner Staat, — der Lehrer ist sein König, Liebe und Ruthe sein Scepter. Ruhe und Ordnung müssen walten, denn Unruhe und Unordnung führen zu Müßiggang und Unart. — Bald sieht man hier eine kleine Sünderin auf dem Boden sitzen, — dort weint eine Andere hinter dem Ofen, — und Stille und Ordnung ist wieder hergestellt. Aber: „Nicht aus der Schule schwätzen!" so ruft die Lehrerin in strengem Tone. „Wenn ich davon etwas höre, dann seht zu!" —

Die kleine Natalie sitzt bei diesem Rufe stille, ganz stille in der Bank, die Händchen liegen wie angenagelt daselbst, die Augen richten sich auf die Lehrerin; sie ist schüchtern und ängstlich, denn das Verbot und die Drohung haben ihr Herz ganz

furchtsam klopfen gemacht. Natalie kommt nach Hause. — Die Muter hat ihr Kindchen lieb; es ist ja ihr einziges, süßes Mädchen. Sie freut sich selber, wenn die Schule aus ist, und Natalie nach Hause kommt. Fröhlich hüpft Natalie zur Mutter, schlingt die beiden Arme um sie, küßt sie, und blickt ihr heiter in's Auge. Die Mutter streicht die langen Locken aus der Stirne des Kindes, und fragt: „Nun, Natalie, was habt ihr denn heute in der Schule gethan?"

Auf einmal sinken die Augendeckel des Kindes, — das Köpfchen beugt sich, sie wird blaß, sie zittert, sie ist wie umgewandelt. Erstaunt blickt die Mutter auf sie: „Was hast Du denn heute, Mädchen? Bist Du böse gewesen? Hast Du Strafe bekommen?"

„Nein;" antwortet sie leise und kurz.

„Nun fragt die Mutter weiter, — „was habt ihr denn heute getrieben?" —

Natalie schweigt.

„Habt ihr gerechnet?“

„Das nicht.“

„Gelesen?“

„Auch nicht.“

„Geschrieben?“

„Das eher.“ —

Die Mutter lacht. „Das eher!“ — Albernes Kind, was ist denn das für eine Antwort? Komm, setz Dich auf meinen Schoos, sey vernünftig und sag' mir jetzt, warum Du so bitterlich weinst und Dein Herz so klopft?“

Natalie verbirgt ihr Gesicht an der Brust der Mutter und sagt schluchzend: „O, Mutter, frag mich nicht, ich darf es nicht sagen, ich bekomme Strafe; die Lehrerin hat uns verboten aus der Schule zu schwätzen.“

Da kann die Mutter sich nicht mehr halten; ein Lächeln spielt um ihren Mund, sie küßt die

Thränen von Nataliens Auge und sagt: „Beruhige Dich, Kind! Du darfst mir schon sagen, was ihr heute gelernt habt, denn das ist nicht aus der Schule geschwätzt. Aber ich will Dir erklären, was die Lehrerin damit verbieten will. — Am besten wird es seyn, ich erzähle Dir eine kleine Geschichte. Natalie richtete bei diesen Worten ihr Köpfchen empor und schaute horchend auf die Mutter; diese begann:

Käthchens Geschichte.

Katharina war das Kind armer Eltern; sie verlor Vater und Mutter bald nach einander, ehe sie noch das 5te Lebensjahr erreicht hatte. Das arme Kind stand nun allein, ganz allein in der großen, fremden Welt. Es hatte keinen Vetter, keine Base weit und breit; ihre weitläufigen Anverwandten waren arme Leute, welche kaum für die eigenen Kinder Brod zu verschaffen wußten. Der Ortsvorstand nahm nun die kleine Hinterlassenschaft von

Käthchens Eltern in Verwahrung, machte eine Familie ausfindig, welche Käthchen zur Erziehung übernahm und gab derselben aus der Armenkasse und Käthchens Vermögen dafür eine Entschädigung. Aber trotz allen guten Versprechungen von Käthchens nunmehrigen Pflegeeltern war für das arme Kind damit doch nicht gut gesorgt worden. — Es ging in dieser Haushaltung höchst spärlich zu; die drei eigenen Knaben schrieen nicht selten um Brod, wenn die Truhe leer war; was Wunder, daß sie Käthchen mit scheelen Augen ansahen, wenn ihre Händchen das rauhe, schwarze Stück hielten und ihre weißen Zähne begierig darin wühlten; was Wunder, wenn die bösen Buben sie neckten und überlisteten, oder es ihr durch Drohung und Schläge zu entreißen suchten! Bald waren die mitgebrachten reinlichen Kleidchen beschmutzt und zerrissen, die Schuhe durchlöchert; Seife, Nadel, Faden und Mühe wurden eher für die eigenen Kinder oder für den Erwerb

gespart, und so war Käthchen, das nette, reinliche Käthchen, bald nicht mehr zu kennen in ihrem zerzausten Haare, durch das nur allsonntäglich der Kamm fuhr, in ihrem zerfetzten Kleidchen, bloßen Füßen und bleichem, hagerem Angesichte. Ach! es fehlte ihr ja der Vater und die Mutter, welche sich lieber das Brod vom Munde abgedarbt hätten, als daß ihr Kindchen gehungert haben würde. Aber nicht nur allein nach Außen, auch nach Innen veränderte sich klein Käthchen allmählig. Durch böse Behandlung entsteht Furcht; diese verscheucht die kindliche Offenheit, Hinterlist und endlich Falschheit treten an ihre Stelle; die Lüge steigt aus dem geängstigten Herzen auf die Zunge, und das liebliche Engelsbild ist mit ihr entschwunden. Wie unter dem warmen Frühlingshauche die Blümchen aus der Wiese entstehen, die Triebe sich zu Knospen gestalten und endlich die Blüthe sich zeigt: so keimen auch in dem Glücke der kindlichen Fröhlichkeit im

jungen Gemüthe alle Tugenden, und machen es zu einer frühlingsduftigen Wiese. Ein fröhliches Kind ist meistens ein gutes Kind; es begeht wohl hie und da kleine Thorheiten, aber keine Fehler, über die sein Engel weinen muß. In Käthchens Herzen waren aber alle Freudenblumen durch den frühen Schnee der Leiden zerdrückt und erstickt; es war ein ödes Feld, von keinem Wonnestrahl beschienen. Der offene Ausdruck ihres Auges war verschwunden, Angst und Schrecken zitterten stets darin, und zogen den Augendeckel hernieder. Dennoch aber regte sich in ihr auch bisweilen ein Restchen der Freude, und trat aus dem Herzenswinkelchen, jedoch nur, wenn sie sich unbelauscht glaubte, und die Pflegeeltern weit weg waren; dann aber tobte sie wie ein kleiner Wildfang und war dabei natürlich nicht immer am wohlgezogensten. Wenn die Pflegeeltern es erfuhren, dann wußten sie auf einmal, daß sie das Kind zur Erziehung erhalten und damit die Pflicht übernom-

men haben, alle seine Unarten strenge zu bestrafen. Käthchen mußte für den begangenen Fehler nicht selten bitterlich leiden; sie ächzte und weinte unter den härtesten Ruthenstreichen, daß die Händchen und der Rücken noch Tage lang die Schwielen trugen; oder sie mußte einen ganzen, langen Tag über hungern, oder, was ihr das Aergste war, gar zu Nacht allein auf dem Hausgange vor der Stubenthüre auf einer dünnen, wollenen Decke schlafen. Welch eine schreckliche Furcht überkam sie nicht da! ihr Herzchen klopfte laut und heftig dem Morgenlichte entgegen, sie wäre gewiß vor Angst gestorben, wenn nicht die alte Katze, Wärme suchend, sich an sie geschmiegt hätte. Oft horchte sie stundenlang ängstlich auf jeden Laut und getraute sich nicht, das Ohr auf die Decke zu legen; ach! die arme Kleine fürchtete sich vor den Mäusen, die in der nächtlichen Stille herumliefen, und darum auch war die alte Mutz ihre liebste Genossin; sie betrachtete dieselbe

als ihren Wächter, denn die bösen Buben, welche sich an ihrer Furcht weideten, hatten dem kleinen, unverständigen Kinde, das Alles glaubte, die dumme Geschichte erzählt, daß eine Maus durch den offenen Mund eines schlafenden Kindes geschlüpft sey, und ihm den Magen abgenagt habe. Käthchen getraute sich kaum mehr, ohne die Katze zu schlafen, — verschwieg es aber sorgfältig vor den Buben, welche sonst gewiß die Mutz nicht bei ihr gelassen hätten. —

Endlich hatte Käthchen das Alter zum Schulgehen erreicht. O, wie freute sie sich darauf! denn das waren ja viele, viele Stunden vom elterlichen Hause weg, viele Stunden, unter andern Kindern. An's Lernen dachte sie freilich wenig; die Schule kam ihr einzig als ein Vergnügungsort vor, und so kam es, daß sie auch bald daselbst viele Schulsünden beging.

Käthchens Lehrerin war mit den traurigen Verhältnissen des armen Mädchens genau bekannt, und es war ihr daher sehr angelegen, durch Schul-

erziehung zu ersetzen, was die häusliche versäumte. Wenn sie aber in das bleiche Kindergesicht blickte, so bemächtigte sich ihrer ein tiefes und inniges Mitleid, und wenn sie verglich, wie gut es den meisten der übrigen Kinder, und wie hart es dieser Waise erging, dann vermochte sie oft nicht, Käthchens Fehler so streng zu rügen und zu bestrafen, wie die Erziehung es verlangt hätte. Sie sah aber bald ein, daß es ihre heilige Pflicht sey, das Mitleid, welches ihr oft das Herz bluten machte, zu überwinden. Die gute Lehrerin hielt wenig auf körperliche Züchtigung, und war der Meinung, daß diese nur bei ganz ausgearteten Kindern, welche gegen das Gefühl der Ehre und der Liebe stumpf sind, anzuwenden seyen. Sie versuchte stets liebreiche, ernste Ermahnungen, Arbeitsstrafen und dergleichen, und wendete sich meistens an die Eltern, indem sie denselben die Schulunarten und Fehler ihrer Kinder anzeigte. Doch, wie sollte sie es bei Käthchen hal=

ten? Ermahnungen reichten nicht immer aus; den Eltern es anzeigen, wäre unvernünftig und grausam gewesen; so war es also wohl am klügsten, Käthchen nach bestem Ermessen selbst zu bestrafen. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten sagte die Lehrerin dann stets der ganzen Schule: „Kinder, ich verbiete euch ernstlich, aus der Schule zu schwätzen, d. h. zu Hause, oder Andern zu erzählen, wer gestraft, warum es gestraft wurde. Es verräth ein böses Herz, wenn man die Fehler der Mitschülerinnen ausposaunt, das muß man sich in den Kinderjahren nicht angewöhnen, sonst kann man es später nicht mehr lassen. Aus solcher Geschwätzigkeit wird nicht selten Klatschsucht, die in Verläumdung ausartet. Kann man von Jemanden nichts Gutes erzählen, so soll man schweigen, die Fehler der Andern müssen uns nur mit Bedauern erfüllen. Also, Kinder! nichts aus der Schule schwätzen, was nicht Jedes ganz alleine angeht.“ —

Bald ward dem armen Käthchen die Schule zur Heimath, sie lernte daselbst das kostbare Gut kennen: geliebt zu werden. Dadurch wurde ihr Gemüth reiner, weicher, veredelter; aber dabei fühlte sie nun auch die rohe Behandlung zu Hause um so tiefer. Früher war sie an die Schimpfworte förmlich gewöhnt gewesen und nur durch empfindliche Züchtigung zu erweichen, jetzt genügte ein verweisendes, ermahnendes Wort, ihr Herz zu rühren und zurecht zu bringen. Zugleich aber vermehrte sich in ihr die Furcht vor Strafe und ihre zarten Glieder bebten schon vor einem rauh ausgesprochenen Worte, dem Stirnrunzeln des Vaters, der erhobenen Hand der Mutter oder der Drohung der Kinder.

Erst neulich, als sie, getrieben von nagendem Hunger, bei den guten Nachbarsleuten um Brod gebeten und sich an der willig dargereichten Gabe erquickt hatte, wurde sie so furchtbar gezüchtigt, daß sie viele Stunden unter Zuckungen und Gichtern

dalag. Von diesem Tage an, ging sie im Hause der Pflegeeltern wie ein scheues Reh daher, und getraute sich kaum, den offenen Kinderblick zu erheben. —

Die Lenzesfreuden waren auch für Käthchen gekommen und ihr kleines Köpfchen gedachte gar wenig mehr der Schulaufgaben; vor ihren Gedanken rollten beständig die grauen Schusser und der vierfarbige Ball herum, was sie Alles von den Mitschülerinnen geschenkt bekommen hatte. Da war ein beständiges Tändeln, Spielen und Schachern unter der Bank, bald wußte sie nicht mehr weiter zu lesen, bald hatte sie die Rechnungsaufgabe überhört, bald kam sie zu spät in die Schule und einmal kam sie des Nachmittags gar nicht; sie hatte vor der Schule einen Gang in die Vorstadt, welche an den Park stößt, zu machen gehabt. Auf der großen Wiese spielten gerade die kleinen Kinder mit ihren Puppen, Wägelchen und hölzernen Pferdchen, das hatte sie

verlockt, — sie sah zu, spielte mit, vergaß Schule und Pflegeeltern, und erst als es vier Uhr schlug, fuhr sie erschrocken auf, eilte nach Hause, und schlich mit ihrer Schultasche in's Stübchen. Des andern Tages setzte sie sich äußerst still und bescheiden in die Bank, ihr Auge hing scheu und ängstlich auf dem Blick der Lehrerin, dieser aber traf es so ernst, daß sich der Augendeckel senkte, und eine dunkle Röthe die Wangen färbte. Endlich wurde sie herausgerufen, die Lehrerin hielt ihr den begangenen Fehler vor, nahm ihr den Ball, die Schusser und die übrigen Spielereien weg, und sprach zu ihr: „Wer sich im Spiele und in der Freude nicht mäßigen kann und seine Pflicht darüber vergißt, der soll nicht spielen, der soll sich nicht freuen. Das Spiel ist für Kinder ein Lohn des Fleißes; wer nicht fleißig ist, dem gebührt kein Lohn, also auch Dir gehört keiner. Nicht eher, als bis Du ein besonnenes Kind geworden bist, welches seine

Pflicht erfüllt, nicht eher erhältst Du dieses Spielzeug zurück und nicht eher ist Dir das Spiel mit Deinen Mitschülerinnen wieder erlaubt.“ —

Käthchen weinte, bat, versprach Besserung, — Alles vergebens, die Lehrerin blieb auf ihrem Worte, obwohl das Herz ihr dabei selber blutete.

Die Schule war aus; die Kinder strömten aus dem Hofe und zertheilten sich auf den verschiedenen Wegen. Käthchen kam heute viel früher als gewöhnlich heim, nahm das Strickzeug hervor und war bald emsig beschäftigt. Das war den Pflegeeltern schon etwas auffallend; endlich gewahrten sie vor dem Fenster ein paar, nichts weniger als brave Mädchen aus Käthchens Schule, welche mit einander voll Wichtigkeit flüsterten und auf Käthchen deuteten. Bald hatten sie auch: aus der Schule geschwätzt, und Käthchens ganzes Vergehen nebst ihrer Strafe den Pflegeeltern derselben geoffenbart.

Das Alles hatte Käthchen bemerkt; wie zitterte

und bebte also die arme Kleine! sie erwartete mit jedem Augenblicke, daß die Strafe über sie hereinbrechen werde; aber die Zeit verstrich, eine peinliche Stunde um die andere, und immer nur drohten die Augen von Vater und Mutter. Ihr furchtsames Gemüth ahnte das Schlimmste, alle bereits ausgestandenen Strafen kamen ihr in den Sinn und ängsteten ihre jugendliche Phantasie.

Endlich war die Zeit gekommen, die Milch zu holen; hastig ergriff sie die Kanne und schlich fort. Kaum hatte sie das Haus aus dem Gesichte, so fing sie, wie vom Sturme gejagt, wie vom Feuer verfolgt, wie ein gehetztes Wild an zu laufen, die Straße entlang, über die Brücke, weit, weit hinaus, immer fort, immer fort. — Angst und Verzweiflung hatten ihren Sinn gänzlich verrückt; sie wußte nicht, was sie that, was sie beginnen wollte; sie wußte nicht, wo sie ihr Haupt niederlegen würde zur nächtlichen Ruhe, und doch zog der abendliche Schleier sich be-

reits um Busch und Wald, um die Landstraße und die Dörflein, die zerstreut umher lagen.

Der Mond war bereits heraufgezogen; die Straßen waren öd und leer, und die Dorfbewohner ruhten nach alter Gewohnheit in ihren Hütten. Käthchen war schon weit von der Heimath entfernt; die namenloseste Herzensangst hatte den kleinen Füßen Kraft und Schnelligkeit verliehen; endlich aber sank sie vor einem Dorfe nieder, bewußtlos, fieberkrank, mit glühender Stirne und klopfenden Adern. Die Sternlein allein schauten wie mit Engelsaugen auf sie hernieder; die süße Frühlingsluft hatte sich in kalte Nachtluft verwandelt, und küßte die brennende Stirne des Kindes wie mit einem Todtenkusse. Endlich schritt der Nachtwächter daher, sah die kleine Pilgerin, hob sie auf, befühlte die wunden Füße, befühlte die klopfenden Schläfe, nahm die bewußtlose Kleine auf seinen Arm, drückte sie an sein mitleidsvolles Herz und trug den sonderbaren Fund nach



Hause zu seinem Weibe. Diese legte das Kind in ein Bettlein und wachte die ganze, lange Nacht davor. Am Morgen, als Käthchen immer noch kein Lebenszeichen, kein Zeichen des Bewußtseyns gab, versammelte sie alle guten Nachbarinnen, welche freilich reich an guten Rathschlägen und Hausmitteln waren; aber ihr Mann hatte das Beste gethan, er war in die Stadt nach dem Doctor gelaufen. Der Arzt kam, — an den irren Reden und ängstlichen Phantasien erkannte er die arme Waise, deren Verschwinden in der Stadt bereits großes Aufsehen erregt hatte. Aber alle seine Bemühungen waren vergebens. Schrecken, Furcht, Ermüdung, Hitze und Nachtluft hatten des Kindes Lebenskraft erschöpft, nach dreien Tagen erlosch der Athem; eine neue Heimath: der enge Sarg mit der darauf geschütteten Frühlingserde und ihren jungen Blümchen und Gräsern umschloß den Leib; aber die reine Kindesseele zog ein in das ewige Paradies, mit seinem

ewigen Frühlinge, mit seinen unvergänglichen Freuden, wo Kinder zu Engeln werden und unsichtbar zur Erde schweben, die guten Kindlein beschützend als heilige Schutzengel. —

Die Mutter schwieg; Natalie schluchzte laut und lehnte sich enger und enger an das liebende Mutterherz; diese drückte einen Kuß auf ihre Augen und sagte leise: „Weißt Du nun, was das heißt: aus der Schule schwätzen, und warum man es den Kindern verbietet?

Natalie konnte vor Thränen nicht antworten, aber sie drückte sich immer inniger an ihr Mütterlein. Wohl wußte sie es; sie wußte aber noch Etwas, o, noch Etwas viel Größeres. Welch ein Glück, solch ein zärtliches, treues Mutterherz sey, und welch ein Unglück, welch ein Schmerz, eine Waise zu seyn! Und wie sie so angeschmiegt lag an

das Herz ihrer Mutter und weinte, daß eine Thräne die andere schlug, da betete sie für die liebe, liebe Mutter, daß Gott sie leben lasse und betete für alle armen Waisenkinder, und nahm sich vor, gegen alle gut zu seyn, ja, alle, alle zu lieben.

Gebet für die Mutter.

Erhalte mir, o lieber Gott,
Der Mutter Lebenstage!
Längst ist mein lieber Vater todt
Und schläft im Kirchhofshage;
Die Mutter nur ist all mein Gut
In diesem Erdenleben;
O, halte sie in treuer Hut!
Dir sey sie übergeben.

Wie viel des Guten strömet nicht
Aus ihren Mutterhänden?
Vom Morgen- bis zum Abendlicht
Empfang ich Liebesspenden.
Mit Freuden schmückt sie meine Bahn
Wie Gott die Frühlingswiesen;
Und ach! was habe ich gethan,
Ihr Leben zu versüßen?

Oft war ich schon ein böses Kind
Mit undankbarem Herzen,
Für ihre treue Liebe blind
Bei Uebermuth und Scherzen.
O Gott, vergib, was ich gefehlt
Und blick auf meine Reue!
Es ist mein Herz von Dank beseelt
Nun ja für sie auf's Neue.

Ich heb' die Hände auf zu dir,
O großer Gott der Gnade.
Erhalte meine Mutter mir
Auf meinem Erdenpfade.

Sey ihr Vergelter tausendfach
Für was ich schuldig blieben!
Du weißt, ich bin zu arm und schwach
Und kann sie nichts als lieben. —

Die gutherzigen Kinder.

O wie herrlich ist es nicht draußen auf der großen Festwiese! da sind viele Buden errichtet, wo es allerlei zu essen und zu trinken gibt: Kaffee, Wein und Bier; Kuchen, Torten und Brod; Aepfel, Birnen und Nüsse; kurz Alles, was den Großen und den Kleinen schmeckt. Aber auch zu kaufen und zu sehen gibt es hier allerlei: ganze Stände mit Spielsachen, mit Bändern, Ringen und Perlen. Ein Vergnügen wechselt hier mit dem Andern; da ist ein kleines Marionetten-Theater aufgeschlagen, wo der Hanswurst seine losen Streiche und Neckereien treibt; der vornehme Herr mit dem Federhute, dem goldgestickten Mantel, den Degen an der Seite

steif einherschreitet, und die Königin mit der Krone auf dem Haupte sich mit dem Hanswurst unterhält. Dort ist ein Kameel zu sehen; ein Bär tanzt brummend am Stocke und Affen und Hunde in rothen Wämsern spielen Komödie. — Hier spielen Musikanten ihre lustigen Tänze und jubeln und singen, daß es weit durch die Lüfte schallt. Kutschen mit goldbortirten Bedienten rollen über die Wiese und darin sitzen reichgekleidete Frauen, Herren und Kinder. In bunter Reihe sieht man aber auch Hunderte von Fußgängern; es ist, als ob die Sonnenschirme Füße bekommen hätten, so eine reiche Zahl blinkt aus der Ferne; überall wimmelt es von Menschen; Einer drängt den Andern; Lachen, Schreien, Zanken, Scherzen, Pfeifen und Singen — Alles mischt sich in einander. Aber auch Bettler ziehen über den lustigen Platz; der Eine zeigt auf seinen Stelzfuß; der Andere auf den verstümmelten Arm; ein Mütterlein hinkt an der Krücke daher; eine Frau trägt

ihr krankes Kind auf dem Arm: — Alle flehen in winselndem Tone um ein Almosen, schildern ihr Elend und ruhen nicht eher, als bis die Hand oft unmuthsvoll in die Tasche greift; denn oft sieht man es dem Bettler gleich an, daß er es sich zum Handwerke gemacht hat, und lieber müssig herumstreicht, als fleißig arbeitet. Die rechte Armuth ist meistens verschämt und verbirgt sich in die düstre Stube, statt sie am Wege den Augen der Menschen preiszugeben. —

Die Herbstsonne lächelte gar freundlich zu dem Feste, als ob der liebe Gott so recht seine Freude daran habe, die Menschen froh und glücklich zu sehen in Unschuld und Ehrbarkeit. Alle Gesichter glänzen voll Lust und Vergnügen; aber doch keines so hold und selig, wie jene der drei Kinder, die von der Mutter geleitet, gerade daher hüpfen. Es sind zwei Mädchen und ein Knabe, die Mädchen heißen Therese und Marie; der Bub, dem man die Lustig-

keit schon von weitem ansieht, und dem die losen Streiche faustdick hinter den Ohren sitzen, heißt Ludwig. Warum sind die drei Kinder heute denn gar so überselig? und warum macht selbst die blonde, stille, sanfte Therese, nicht nur der dicke Schwarzkopf Marie, gar so lustige Augen? — Die Kinder kommen geraden Wegs vom lieben Großvater, und der hat Jedem einen funkel=nagel=neuen Gulden geschenkt, und der Mutter eigens aufgetragen, die Kinder auf die Festwiese zu führen und sie um das Guldenstück kaufen zu lassen, was ihr Herz begehre oder der Kaufmann darum gäbe.

Ludwig schmatzt schon bereits mit der Zunge und denkt an alle die guten Sachen: Wienerkrapfen und Zwetschgen=Kuchen, welche er zu verschlucken gedenkt; er nippt schon in Gedanken von einem Gläschen Tyroler=Wein, denn er ist ein kleiner Feinschmecker, der einen guten Bissen über Alles liebt. Aber er ist auch ein praktischer Junge und möchte

lieber gleich General seyn, als in die Schule gehen. Darum gedenkt er, für einen halben Gulden ein ganzes Regiment Soldaten zu kaufen. Marie denkt auch an's Essen und Trinken, woher wäre sie wohl sonst so dick? aber sie begnügt sich mit einer Tasse Chocolade, und spart das andere für Bänder, Perlen, Spielsachen u. dergl., ganze Buden ziehen die Quere durch ihren Kopf, denn sie hält ihren Gulden für einen unerschöpflichen Reichthum; sie kommt gar nicht zum Reden vor lauter Plänen, die sie hat. Therese verschmäht auch einen guten Bissen nicht; aber ihr Sinn ist schon ernster, denn alle ihre Wünsche streben nach einem versilberten Rosenkranze, der dort in einer Bude hängt. — So schreiten die glückseligen Kinder mit ihren verschiedenen Plänen und Hoffnungen über die Festwiese dem Platze zu, wo sie sich niederlassen wollen. —

Wie sie durch die lärmende Menge dahinwallen und die Augen voll Bewunderung bald an diesem,

bald an jenem Gegenstande haften, bleibt Marie plötzlich stehen. Was ist dem Kinde? und warum schwimmen die dunklen, lieben, sinnigen Augen in Thränen? — Bald halten die Geschwister an ihrer Seite, und auch ihre Gefühle sind rasch verändert; der vorherige, frohe Ausdruck ist entschwunden und Mitleiden hat sich auf seine Stelle gelagert. — Aber was ist es denn. —

Dort an der Ecke einer Bude, etwas abseits vom Menschengewühl, aber dennoch oft von der lärmenden Menge gestoßen, steht ein noch junger Mann. Sein Antlitz ist bleich, seine Wange hohl, die lang herabwallenden Haare bedecken eine gedankenvolle Stirn, um den Mund kreist ein schmerzlicher Zug, — seine Augen aber, — ach seine Augen, die blicken glanzlos, matt und leer in das Menschengedränge; kein Funke des Geistes flammt in denselben; nicht Freude, nicht Schmerz spiegeln sich darin, — sie sind todt, todt, — denn der Arme



ist blind! blind von Kindheit an. Nie hat er den Strahl der schönen Sonne, die ihn erwärmt, nie den noch wärmeren des Mutterauges, nie Mond und Sterne, nie die schöne, grüne, blumenreiche Erde gesehen! nie hat der Aermste in dem großen Buche der Schöpfung gelesen! Alle diese wundersamen Herrlichkeiten sind ihm verschlossen, die Gott dem Menschen zum Geburtstags-Geschenke verleiht, sey er reich oder arm, schlummre er im Flaumenbettchen oder auf hartem Stroh; — er ist blind! — Wie traurig! aber noch trauriger: er ist arm und verlassen, er ist vater-, mutter-, geschwisterlos! Ohne einen Führer pilgert er durch's dunkle Leben. — Hat er aber denn gar keinen Freund, der ihm den Weg in manches gastliche Haus bahnt? Doch ja, er hat einen, er hängt an seinem Halse, hier an dem verbleichten Bande, — der Freund ist seine Laute. — Ja, seine Laute bahnte ihm den Weg durch die Fremde; denn Abends, wenn die Glieder

ermattet nach Ruhe begehrten, und der Hunger an ihm nagte, da bewegten seine Finger die Saiten und weiche, bittende, harmonische Töne erklangen aus denselben; nun mischte sich seine Stimme darein so flehend, so unschuldig, so fromm, daß bald eine mitleidige Hand die seine ergriff und ihn hinein führte in die oft ärmliche Hütte, ihn speiste und beherbergte. — Wie lieb hatte der blinde Sänger aber dafür auch seine Laute!

Warum ist sie nun heute wohl so stumm? — Unter so vielen, vielen Menschen schlägt gewiß Ein mitleidiges Herz, welches sich des Verlassenen annehmen würde. Warum schwimmt in dem todten Auge ein ganzes, salziges Meer? Warum ist der Arme gar so stille, gar so trostlos?

Ja, blicke nur hin, kleine Marie; ja, blickt nur hin, ihr Kinder, die einzigen, welche unter dem frohen Treiben und den tausend Herrlichkeiten ein

Auge für den Verlassenen haben; — seht ihr nun, warum die Laute nicht klingt? —

Drei Saiten, klangvoll tönende Saiten sind gesprungen; seine Führerin und einzige Freundin hängt stumm und krank an seinem Halse; wer wird sie heilen? der Aermste hat kein Geld, seinen Hunger zu stillen, wie könnte er neue Saiten kaufen?

Aber was seh ich! Du kleine Marie, Du willst der Doktor seyn? Wer hat Dich denn diese Kunst gelehrt? Dein Herz, Dein gutes, verständiges Herz?

Ja, Marie hat plötzlich alle, alle Pläne aufgegeben, selbst die Chocolade ist vergessen. Ein rasch fragender Blick in das Auge der gerührten Mutter, und das neue, funkelnde Guldenstück liegt in des Blinden Hand; und auch Therese sieht die 50 Perlen des Rosenkranzes herabfallen, sie hat ihn auf diese Weise am besten gebetet und Gott wird ihn dir im Lebensbuche aufzeichnen, mein gutes Kind! — und auch das zweite Guldenstück liegt in dem

Opferkasten. Ludwig sieht in Gedanken sein Regiment aufgestellt, er verzieht den Mund, eine kleine Thräne perlt in seinem Auge, — Lachen und Weinen kämpfen darin; aber rasch kommandirt er: „Rechts um! Vorwärts! — Marsch!" — und auch sein Guldenstück ist geopfert.

Und nun was thut der Blinde?

Erstaunen, Freude, Ungewißheit, Rührung, Wonne — Alles zieht über seine Stirne, — plötzlich, miteinander. Er wiegt die Guldenstücke, er hält sie an die Schläfe, um an der Kälte zu prüfen, ob es Metall sey, er drückt die Hände auf's Herz, — er sinkt, alle Menschen vergessend, auf die Kniee, er weint und ruft: „Gute, gute Herzen! dank, dank! Gott segne euch! — O, nun kaufe ich drei Saiten! Gott segne euch! Und dazu ist heute gerade mein Namenstag!" —

Schon sind Mutter und Kinder vom Schauplatze verschwunden; aber die Freude des blin-

den Sängers hat die Umstehenden aufmerksam gemacht; die Mildthätigkeit der Kinder findet hundertfache Nachahmung; reiche Gaben fließen in die Hand des Aermsten, und noch nie in seinem Leben hat er solche Festesfreude gefühlt. —

Mutter und Kinder eilen indeß freudigen Schrittes über die menschenerfüllte Wiese. Alles gefällt ihnen doppelt gut, denn nichts macht das Herz froher, als eine gute That; aber es kömmt ihnen gar nicht mehr die Lust etwas zu kaufen, im Herzen drin trommeln Ludwigs Soldaten den prächtigsten Marsch; da glitzert die Freude wie glänzende Perlen, da ist ein heiliger Festtag.

In einer Stunde sind sie zu Hause. Nun läßt die Mutter Chocolade kochen und Kuchen auftragen; und noch nie hat es 4 Menschen besser geschmeckt als an jenem Nachmittage der Mutter mit ihren braven, mitleidigen Kindern. —

Das Aehrenfeld.

Lustig wogendes Aehrenfeld!
Kommst mir vor wie die junge Welt
In der Schule gedrängtem Raum,
Bietend Jedem ein Plätzchen kaum.

Wenn die herbstliche Zeit sich naht,
Streuet der Sämann die köstliche Saat,
Und zur selbigen Zeit besät
Auch der Lehrer des Geistes Beet.
Sonne und Regen, Eis und Schnee,
Lächeln und Thränen, Ernst und Weh
Wechseln für Beide in Jahresfrist,
Daß ein rechtes Gedeihen ist.

Manche Monde, sie fliehen dahin,
Scheint's doch, nichts regt sich im Boden drinn;
Und im kindlichen Geist und Gemüth
Nicht die Lehre zur Blum' erblüht.
Endlich blicket die Sonne mild
Auf das öde, starre Gefild;
Sieh! da grünet das Feld; — und auf
Stehen die Keimchen in Halmes Hauf.

In der Schule, im Kinderkreis,
Regt sich das Wissen allmächtig, leis;
Geistesstrahlen brechen hervor,
Sprengen das lang verschloss'ne Thor.
Und es reget sich da und dort
Halm und Aehre, Gedanke und Wort.
O, wie selig der Sämann blickt!
O, wie fröhlich der Lehrer nickt! —

Aber wie heiß, wie schwül und schwer,
Werden die Lüfte doch immer mehr! —
Durstig und müde und schlafesmatt
Jeglicher Halm sich geneiget hat.

Auch die Kindlein im engen Raum
Halten die Köpfe gerade kaum;
Eingewieget das Denken ruht
Und ermattet durch Sonnenglut. —

Horch! da regt sich des Donners Laut!
Drohend die Wolke herniederschaut;
Aus des Aethers verdunkeltem Schoos
Bricht das wilde Gewitter los.
Aber welch' Segen, welch' süßer Duft
Füllet nach seinem Toben die Luft!
Frisches Gedeihen mit Allgewalt
In den reifenden Aehren wallt.

Auch die Stirne des Lehrers trägt
Wolkenschichten; — ein Sturm sich regt;
Und das donnernde Wort erbraust,
Daß es jeglichem Herzen graust.
Aber wie frisch, wie froh und rein
Werden davon die Kinderlein;
Muthig schreiten auf ihrer Bahn
Sie nach solchem Gewitter voran. —

In dem Felde die Fliege brummt
Und die Bremse und Wespe summt,
Und die Grille zirpet und pfeift
Und der bunte Schmetterling schweift.
In der Schule, wie summt es da!
Gleich als seyen viel Fliegen nah.
Stille, ihr Kinder! thut eure Pflicht,
Artige Kinder, die brummen nicht. —

In dem Felde, da glänzen hold
Schimmernde Farben durch Aehrengold;
Blümlein drängen sich in die Reih,
Daß das Schöne beim Guten sey.
Und im lieblichen Kinder=Rund
Geben sich Freuden wie Blumen kund,
Daß mit Wonne an jedem Tag
Sey gewürzet die Müh und Plag.

Zwischen die Aehren sich drängen hinein
Unkrauthalme in dichten Reih'n;
Machen sich breit, als ob das Feld
Einzig nur werde für sie bestellt.

Zwischen die braven Kinder auch
Drängen sich Kinder mit bösem Brauch.
O ihr Kinder, so träg und wild,
Unkraut seyd ihr im Schulgefild! —

Endlich nun naht sich die Aerntezeit.
O, wie herrschet da Rührigkeit!
Hochbeladene Wagen zieh'n
Zu der harrenden Scheune hin.
Jubelnd die Stimme der Schnitter klingt,
Jeder Gebete dem Höchsten bringt.
Dank dem Höchsten, der aus der Saat
Segen und Glück gelocket hat.

Und zur nämlichen Zeit im Jahr
Feiert die rosige Kinderschaar
Prüfungsgeschmückt den Aerntetag,
Holend sich Preise für Müh und Plag.
Freude erfüllet der Eltern Herz
Dankend blicken sie himmelwärts,
Daß der Höchste der Geistes-Saat
Reiches Gedeihen verliehen hat. —

Der Epheu.

I.

Ei schau, wie prächtig! am alten Baum
Zu grünen es beginnet!
Das sind die eigenen Zweige kaum,
Was da sich regt und schlinget.

O nein; des Epheus dunkelndes Blatt
Mit seinem reichen Triebe
Sich um den Alten geschlungen hat
Gleich einer Kindesliebe.

Der ranket an ihm gar fest empor
Mit vielen kleinen Armen,
Und schließt der Sommer sein Blüthenthor,
Er beut ihm sein Erwarmen.

Der Baum verleihet dem Epheukind
Des Lebens feste Stütze;
Des Epheus grünende Zweige sind
Als Schmuck dem Alten nütze.

So halten sie fest und treu zusamm
In dieses Lebens Stunden;
Und fällt die Axt einst den alten Stamm
Sind oft sie noch verbunden.

Denn aus dem Stamme da wird gesägt
Das Bret zum Todtenschreine,
Den man zum Grabe dann stille trägt
Drauf schaufelnd Sand und Steine.

Dann wird gepflanzt in der Erde Schoos
Des Epheus grüne Ranke,
Die wuchert dorten nun schrankenlos
Dem Baum zum steten Danke.

II.

Großvater gleichet dem alten Stamm,
Der Enkel — Epheuzweigen;
Die Beiden halten auch treu zusamm,
Sind ewig sich zu eigen.

Und schläft der Alte im stillen Grab,
So fallen Kindesthränen
Als Liebesgabe zum Hügel hinab
In ewig treuem Sehnen.

Und hat die Welt ihn vergessen schon,
Der Enkel seiner denket,
Und seinem Grabe zum steten Lohn
Er Rosenzierde schenket,

Sich setzend selber an Grabesrand
Als junge Lebensblüthe,
Dort faltend inniglich Hand in Hand,
Still betend im Gemüthe.

Ja, Kinder! liebet den theuren Ahn
Und schmückt ihm jede Stunde,
Und ranket fest euch an ihm hinan
In ewig treuem Bunde.

Sein Angedenken, o pfleget es hold
Zum reinen Kindesdanke,
Dann gebt ihr treulichen Liebessold
Und gleicht der Epheuranke.

Die Moosrose.

In der Rose duft'gem Schatten
Von der Blätter Grün umhüllt,
Lag auf frischen, weichen Matten
Jenes holden Engels Bild,
Der die Blumen liebt und heget,
Sie in stiller Nacht bethaut,
Und, wenn leis der Morgen graut,
Sanft sie wecket und verpfleget.

Als er nun die müden Glieder
Durch den Schlummer neu belebt,
Blickt er auf die Rose nieder,
Die den Schatten ihm gewebt:

„Meiner Kinder schönstes Wesen!
Was du willst, erbitte dir,
Weil die Schützerin du mir
Vor der Sonne Strahl gewesen.“ —

„Wohl! so schmück' mit neuer Schöne,
(Bat die Rose) Engel, mich!“ —
„Ja, ein neuer Reiz bekröne,
Himmelsblüthe, Rose, dich.“ —
Um die holde Purpurrose
Nun mit segensreicher Hand
Einen neuen Reiz er wand:
Er umschlang die Ros' mit Moose.

Und so stand in mildem Prangen
Wunderhold die duft'ge Ros
Weich und wonnewarm umfangen
Von dem lieblich grünen Moos. —
„Laßt den Flitter, liebe Kinder!
Nicht was glänzt und schimmert nur,
Nein, was gütig die Natur
Still euch gab, schmückt euch nicht minder.“

Der Schutzengel.

Jedem Menschen, der hieniden
Auf der schönen Erde lebt,
Ist ein Engel zubeschieden,
Der beständig ihn umschwebt.

Dieser muß mit sanften Händen,
Wenn dem Menschen Unheil droht,
Alle Leiden von ihm wenden,
Lindern seines Herzens Noth;

Oder sie zum Guten leiten,
Daß nach mühevoller Plag,

Und nach Kämpfen, Ringen, Streiten,
Wieder kommt ein Segenstag.

Um die holde Unschuld waltet
Dieser heil'ge Engel treu;
Bis das Gute sich gestaltet,
Mahnt er immerdar auf's Neu.

Wenn in Leichtsinn, unbeflissen
Sich das Herz zur Sünde neigt,
Klopft er mahnend an's Gewissen,
Bis es nimmer, nimmer schweigt.

Sieht er aber dann mit Schmerzen,
Daß versteckt der Schützling bleibt,
Flieht er mit gebrochnem Herzen,
Weil die Sünde ihn vertreibt. —

Bei des Kindes Spielen weilet
Dieses lieben Engels Sinn;
Droht Gefahr ihm, schnelle eilet
Er zu seiner Rettung hin.

Um die zarte Jungfrau schwebet
Er so sorglich und so mild.
Schützt sie, leitet sie und webet
Freuden in das Herzgefild.

Stärket in des Lebens Mühen
Auch den Mann mit Muth und Kraft;
Selbst der Freude rosig Blühen
Er dem Greise noch verschafft.

Fordert einst im letzten Streite
Gott das theure Leben ab,
Steht der Engel dir zur Seite,
Der auf Erden dich umgab.

Lindert dir des Todes Bangen,
Haucht in's matte Herz dir Ruh,
Küßt das Leben von den Wangen,
Drücket dir das Auge zu. —

Zwei Brüder.

Leopold kommt so eben von der Schule nach Hause. „Da hast Du Dein Butterbrod," sagt die Mutter, „dann magst Du Dich ein wenig im Hofe herumtreiben." Dieser macht einen Satz, beißt in das Brod, — hüpft durch die Hausflur und rutscht am Treppengeländer hinab. Unten angekommen, sucht er nach seinen Kameraden, die in demselben Hause wohnen; da er aber Keinen findet, muß er heute eben allein spielen. Bald ist ihm dieses entleidet, er setzt sich also auf einen Eckstein und sieht nun beinahe einem Kaufmanne gleich, welcher an allerlei Speculationen denkt und sein Vermögen berechnet; denn er zieht aus seiner Hosentasche ein

allerliebstes Beutelchen, seine Sparkasse, d. h. seine kleine, die rechte mit den großen Thalerstücken hat die Mutter eingeschlossen, die kleine jedoch liegt gewöhnlich in ihrer Schublade und er hat die Erlaubniß, sie selbst zu behüten, jedoch mit der Bedingniß, nichts davon auszugeben, ohne vorher angefragt zu haben. Leopold zählt seinen Reichthum wieder und immer wieder, seine Augen leuchten in Freude über die neuen Kreuzer und Groschen, aber auch die alten sind ihm werth, denn seine Freude gilt nicht allein dem Glanze, sondern er kennt gar wohl den Werth des Geldes, er weiß, was man dafür bekommen kann, und er ist ein kleiner, habsüchtiger Mensch.

Die Mutter bemerkt vom Fenster aus Leopold's Spiel; es ist ihr das gar nicht angenehm; oft schon hat sie ihn dabei beobachtet, und seine große Freude am Gelde will ihr nicht recht gefallen. Lieber hätte sie ihn recht toll herumspringen sehen;

lieber hätte er ihr sogar etwas zerbrochen oder gar einen kleinen Schabernack gespielt. Seine aufkeimende Habsucht kam ihr wie ein Giftpflänzchen vor, das man nicht bald genug ausrotten kann.

Wie sie ihren Leopold betrachtet, naht sich ihr eine ehrwürdige, arme Frau, welche gewöhnlich an diesem Tage der Woche ein Almosen empfängt. Diesesmal klagt die Alte unter Thränen, daß ihre Tochter krank sey und sie gar nichts habe, um für sie eine kräftige Fleischsuppe kochen zu können. — Die mitleidige Mutter vervielfachte ihre Gabe, versprach eine Suppe zu schicken und geleitete die Arme durch den Hof, während diese ihr trauriges Herz ausschüttete. So kamen die Beiden in Leopolds Nähe, der sie nicht erblickt hatte.

Die Mutter hielt inne und sprach zu ihm: „Was thust Du da, Leopold?" Leopold wurde feuerroth im Gesichte, wollte sein Beutelchen verstecken und zögerte mit der Antwort. Die Mutter

schien das nicht zu bemerken und fuhr fort: „Ah! Du bist wieder über Deiner Sparkasse; nun, das ist gerade recht, das trifft sich gut. Sieh, Leopold, die alte Wernerin ist gar traurig, weil ihre Marie krank ist und sie kein Geld hat, um für sie eine Suppe zu kochen. Thu' also Dein Beutelchen auf und gib ihr auch Etwas." —

Leopold hatte voll Verlegenheit die Rede der Mutter vernommen, er senkte seinen Kopf und brummte vor sich hin: „Ja, aber dann hab' ich's nimmer."

Traurig wendete sich die Mutter von ihm; sie schämte sich vor der armen Frau über ihren eigennützigen Knaben, langte noch einmal in ihre Tasche, zog einen Sechser hervor und gab ihn der Alten. Diese rief ihr noch ein „Vergelt's Gott!" zu und eilte nach Hause. Leopold hatte wohl den traurigen Blick der Mutter verstanden, er schämte sich jetzt selber, denn er war eigentlich kein so übler

Junge und seine Habsucht war auch erst ein heran-
sprossendes Keimlein. — Er ging mit der Mutter hinauf. Bald wurde es Abend, das Essen aufgetragen; die kleinern Geschwister kamen nun auch hervor, setzten sich an den Tisch und verzehrten wie gewöhnlich ihre Milchsuppe. Die Mutter saß heute ganz stumm im Kreise, was die kleinen Kinder unter ihrem muntern Geplauder nicht bemerkten, nur Leopold verstand das Schweigen der Mutter und sah stille und in sich gekehrt in seinen Teller hinein, als sey die Milchsuppe ein Spiegel und keine Abendkost.

Seit einigen Tagen war die Mutter nicht ganz wohl, weßwegen sie nur einen süßen Aepfelbrei aß. Kaum hatte sie damit begonnen, so fiel es ihr ein, daß dieses das Lieblingsgericht ihrer Kinder sey und bemerkte auch, wie die Blicke der Kleinen auf ihrem Teller gar begehrlich hafteten. Sie hielt also inne, nahm den Löffel und legte den zwei Kleinsten davon

vor, welche vor Freude mit dem ganzen Gesichte lächelten. Als sie aber ihrem Gustav seinen Antheil geben wollte, zog dieser sein Tellerchen zurück und sagte: „Nein Mama! sonst bleibt ja Dir nichts mehr!"

Bei diesen Worten, die gerade das Gegentheil von dem waren, was Leopold eine Stunde zuvor geantwortet hatte, füllten Freudenthränen das mütterliche Auge, sie gab dem kleinen Gustav einen innigen Kuß — blickte dann den beschämten Leopold an und sprach: „Nein, mein herziger Gustel, iß nur, es freut mich viel mehr, wenn es Dir schmeckt, als wenn ich es hätte." — Darauf stund die Mutter auf und ging hinaus. Gustav nahm den Teller und wollte seinem ältern Bruder Leopold davon die Hälfte geben; dieser aber war inzwischen der Mutter nachgeeilt. Er warf sich weinend in ihre Arme, drückte ihr das Beutelchen in die Hand und sprach schluchzend: „O, Mama!

gib Alles, Alles der Armen! Ich bitte Dich! ich will gewiß nimmer so geizig seyn!" — Da küßte die Mutter auch ihren Leopold und hatte ihn wieder recht von Herzen lieb.

Das Vögelein.

Es war ein wunderschöner Sommertag. Aber nicht Alles endet so gut, wie es begonnen hat und so ging es auch heute. Schon gegen Abend wurde die Luft drückend schwül, die Schwalben flogen niedrig und ängstlich umher; Wölklein zeigten sich am Horizonte, immer mehrere gesellten sich dazu, zogen dicht an einander, färbten sich grauer, und als die Sonne untergegangen war, wurde die liebe Dämmerung von der dunklen Nacht völlig verschlungen. Kein einziges Sternlein leuchtete durch das Wolkengezelt, nicht einmal das milde, sanfte Licht der großen Mondscheibe konnte durchdringen; es war Nacht, rabenschwarze Nacht. Die Menschen

hatten sich großen Theils zur Ruhe begeben und die meisten Kinder schliefen süß, nachdem sie ja den lieben Gott herzinnig gebeten hatten:

„Beschütze uns in dunkler Nacht
Und halte selber Du die Wacht."

Aber dort in jenem großen Hause schimmert doch noch ein Lichtlein von oben herab. Da wachen noch zwei Mädchen, es sind Schwestern, und weil sie schon recht verständig und immer auch recht brav sind, haben sie ein eigenes Zimmer erhalten. Freilich hat die Mutter angeordnet, bald in's Bett zu gehen, das Licht auszulöschen, nicht lange zu plaudern, sondern zu schlafen. Das geschieht nun auch gewöhnlich, aber hie und da wird es doch etwas später. Es muß noch die Aufgabe gelernt, es müssen die Haare geflochten und es möchte auch noch ein wenig geplaudert werden, denn was haben sich Schwestern nicht Alles zu sagen! Heute ist nun gerade so ein Tag gewesen, ein Samstag, es gab

allerlei zu thun und das Lichtlein brennt noch, obgleich es so eben zehn Uhr geschlagen hat.

Inzwischen begann es in den Bäumen zu rauschen, um die Hausecke zu stürmen, zu blitzen und fernher zu donnern. Schwere Regentropfen schlagen an das Fenster, immer dichter, immer rascher fallen sie, daß es ein wahrer Graus ist. — Die beiden Mädchen sind jedoch fromm und verständig, sie beten ihr Nachtgebet und schicken sich so eben an, in's Bettlein zu steigen. Da klopft es plötzlich heftig an's Fenster, als sey es die Thüre, an der ein später Wanderer anpoche und um Einlaß begehre.

Die Mädchen horchen. „Das kann doch nicht der Regen seyn?“ — ruft Marie erschrocken.

„Nein, nein,“ entgegnet Amanda, — „das ist nur der schlanke Zweig des Baumes, der vom Winde geschaukelt, an die Scheiben schlägt; komm, geh zu Bette, ich bin wirklich schläfrig und es schlummert sich gar so herrlich ein, wenn der Regen

den Takt gibt und der Wind das Wiegenlied singt und pfeift.“ —

Aber da klopft es schon wieder und zwar so stark, als solle das Glas zerbrechen. Marie leuchtet mit dem Lichte an dasselbe und fährt erschrocken zurück: „Sieh nur, es ist eine garstige Fledermaus! ich fürchte mich sogar hinter dem verschlossenen Fenster vor ihr.

Und immer stürmischer wird das Pochen, es klingt wie eine klagende Bitte, wie ein flehender Hilferuf.

„Nein, das ist keine garstige Fledermaus,“ ruft Amanda, „sieh nur, Marie, das ist ein armes, kleines Vögelein! sieh nur, wie es mit seinem Schnäbelchen an die Scheiben stößt, wie es mit den Flügeln schlägt, horch nur, wie ängstlich es um Einlaß bittet! Gewiß ist es noch ganz jung, und hat sich verirrt; gewiß fürchtet es sich vor dem Unwetter da draußen. Komm, laß uns das Fenster öffnen und den kleinen Schelm zu uns hereinnehmen.“ —

Auch Marie ist voll Mitleid über das Vögelein, entgegnet aber bedächtig der jüngern Schwester: „Du hast gut reden; aber wo sollen wir es denn hinthun? Wir haben keinen Käfig, ja nicht einmal ein Körbchen, darein wir es für die Nacht sperren könnten. Sollen wir es vielleicht im Zimmer herumflattern lassen? Da können wir ja nicht schlafen."

Amanda schüttelt bedächtig das Köpfchen, legt den Zeigefinger an die Nase, wie sie es zu machen pflegt, wenn sie ernstlich nachdenkt. Inzwischen klopft und bittet das Vögelein immer dringender. Da ruft Amanda freudig: „Ich hab's! ich hab's!"

Dann springt sie zu ihrem Kasten, reißt ein Sacktüchlein heraus und sagt zu Marie: „Da hinein binden wir es; da kann es sitzen, wie in einem Nestlein und ganz ruhig schlafen." —

Gesagt, gethan! Das Fenster wird leise geöffnet und herein fliegt das Vögelein, setzt sich auf die Stuhllehne, thut, als sey es zu Hause und

möchte lieber gleich einschlafen. Marie naht sich ihm leise, hascht mit den Händchen nach ihm — und hält es zärtlich gefangen. Aber wie klopft, o wie klopft da sein kleines, erschrecktes Herzchen! Fürchte dich nicht! bist in guten Händen, fühlst du nicht, wie mitleidig sie dich streicheln, kleiner Narr?

Nun schlingt Amanda das Tüchlein, bindet einen Knoten und Marie steckt das Vögelein hinein. Das läßt sich Alles ganz geduldig gefallen, rührt sich nur sachte, ist aber bald in seinem weichen Gefängnisse eingeschlafen. Auch die beiden Mädchen schlummern bald in ihren noch weicheren Nestchen und träumen viel Schönes und Gutes.

Auf die schwarze Nacht folgt ein sonnenheller, prächtiger Morgen und weckt die beiden Mädchen mit goldenem Strahle. Fröhlich hüpfen sie aus ihren Betten, und wie von Einem Gedanken getrieben, eilen sie zum Tischlein, lockern den Knoten und schauen zärtlich nach dem Gaste. — Da sitzt

das Vögelein, schaut sie mit klaren Augen an, schlägt mit den Flügelein und möchte gerne dem Sonnenschein entgegenflattern. Die Mädchen verstehen diese Sehnsucht gar wohl, — denn sie möchten selbst am liebsten hinaus. Marie nimmt es also in die Händchen, streichelt sein Gefieder, küßt ihm das Köpfchen und Amanda öffnet inzwischen das Fenster. Marie thut die Händchen auf, — und hinaus, hinaus in die blaue Luft, umkreist es in frohen Schwingungen das Haus, läßt sich dann auf einen Zweig des nahen Baumes nieder, streckt sein Köpfchen und singt mit hellem Tone, als wolle es aus voller Seele für die Gastfreundschaft dieser stürmischen Nacht danken. Selig horchen die beiden Mädchen zu und nicken ihm entgegen. Nun hat der kleine Sänger seine Schuldigkeit gethan, — jetzt hebt er seine Flügel, und fliegt fort, fort über Garten und Haus, fort, fort in die liebe, freie Gotteswelt.

Ihr aber, meine lieben Mädchen, was steht ihr beinahe traurig da? Thut es euch leid, daß ihr dem Thierchen seine Freiheit geschenkt habt? — Nein, freut euch darüber! War es schön und herzig von euch, daß ihr mit dem armen Thierchen Erbarmen hattet und es nicht in seiner Angst verschmachten, nicht in Regen und Kälte umkommen ließet, sondern es gastfreundlich aufnahmt; — so war es doch noch schöner und herziger, ihm die Freiheit zu schenken, für die der liebe Gott es bestimmte und es nicht im engen Käfig vertrauern zu lassen!

O, Mitleiden und Erbarmen sind wahrhaft edle Gefühle! sie umfassen jedes Geschöpf, jedes Wesen, sie sind Geschwister der Liebe und also Gott wohlgefällig. —

Der kleine Prahlhans.

„Aber Heinrich," — sagte die Mutter unzähligemale, wenn sie ihm zuhorchte, wie er im Kreise seiner Kameraden mit allen Kenntnissen, die es gab, sich prahlte, — „aber Heinrich, was für ein Großhans Du doch bist! Schäme Dich! das ist eine abscheuliche Art von Lüge, die Du am Ende selbst glaubst, und welche Dich lächerlich macht.

Heinrich wurde zornig bei solchen Worten, und behauptete fort und fort, daß es so sey, wie er gesagt habe. Diese schlimme Eigenschaft schmerzte die Mutter oft sehr, aber trotz aller Sorgfalt konnte sie ihm nicht abgewöhnt werden, und das war sehr schade, denn Heinrich war eigentlich ein ganz

lieber Knabe, voll Herzensgüte, Talent und gutem Willen.

Einmal ging nun die Mutter mit Heinrich und einigen seiner Kameraden in ein entferntes Dorf spazieren. Da gab es oft Gelegenheit für die Anwendung dieser üblen Eigenschaft. Welche schönen Erzählungen lieferte er nicht von all dem, was er schon gethan und erlebt habe! Welche Gefahren wollte er nicht auf seinen Reisen mit den Eltern bestanden haben! Und weil er wirklich schon weit herumgekommen war, so glaubten ihm die Knaben auch; einige freilich lächelten gutmüthig, oder neckten ihn auch wohl, was er aber in seiner Eitelkeit gar nicht ahnte. —

Die Mutter hatte bereits mit Verdruß bemerkt, wie er im Kreise stand, schrie und deklamirte und sich ganz wie ein kleiner Prahlhans geberdete. Im Augenblicke wollte sie ihn zwar nicht beschämen, nahm sich aber vor, die nächste Gelegen-

heit hiefür zu benutzen, und diese ließ auch nicht lange auf sich warten.

Man machte sich zum Heimgange fertig. Der Weg führte über eine Wiese zum nahen Dorf, von welchem sich dann eine lange Allee bis zur Stadt hinzog. Den Anfang derselben machten zwei große Kirschenbäume. Hoch auf dem Gipfel des einen saß ein Bauernknabe wie ein Vogel auf den Zweigen, so singend und sich wiegend, und naschte dabei von den Kirschen.

Die Kinder standen unter dem Baume still, blickten zu dem kühnen Kirschendieb hinauf, und baten ihn, einige Kirschen herunter zu werfen. Dieser aber lachte sie aus, warf ihnen Steine auf die Köpfe und rief: „Wenn Ihr Kirschen wollt, so kauft sie Euch, oder holt sie selber." — Die Knaben sahen ein, daß hier nichts zu machen sey und gingen weiter. Heinrich aber schrie hinauf: „Hätte ich nur meine neuen Hosen nicht an, ich wollte bald bei

Dir seyn und Dich für Deine Ungezogenheit züchtigen, Du grober Bauernbursch, Du!" —

Das hörte die Mutter und sprach: „Aber Heinrich, was schwätzest Du da wieder! Wie wolltest Du auf diesen Baum hinaufkommen! Hiezu bist Du schon viel zu klein und zu schwach. Ueberdieß kannst Du ja gar nicht klettern."

„Was? — ich kann nicht klettern?" rief Heinrich sogleich, „bin ich nicht in der Turnschule oft genug oben auf der Stange gesessen!" —

„Droben gesessen magst Du wohl seyn, Heinrich, aber hinaufgeklettert bist Du gewiß nicht, die Andern werden Dir dazu eben geholfen haben. Und dann ist die Stange, an der man es lernt, auch etwas anderes, als dieser dicke Baum, den Deine Arme nicht zur Hälfte umspannen können." — Bei diesem Zwiegespräche hatten sich die Knaben um Heinrich versammelt und lächelten, als die Mutter ihn zurecht wies. Das aber feuerte ihn noch mehr

an und er behauptete steif und fest, es wäre ihm eine Kleinigkeit, auf so einen Baum hinauf zu klettern. Nun blieb die Mutter wirklich erzürnt stehen und sagte: „Nun wohl, wir wollen Deine Geschicklichkeit erproben. — Hier steht ein Baum, also frisch hinauf!"

Das hatte Heinrich nicht erwartet. Zögernd sagte er deßhalb: „Aber, Mutter, meine neuen Hosen!"

„Für diese sey unbesorgt, leiden sie Schaden, so ist das meine Sache; nur rasch hinauf!"

Eine verrätherische Röthe bedeckte bereits die Wangen des Großsprechers; aber was wollte er thun? er mußte sich daran machen. Mit beiden Armen umschlang er den Baum, aber sie reichten kaum zur Hälfte herum; er stemmte die Füße an, schob seinen Körper in die Höhe, — doch vergebens! auch nicht einen Schuh hoch konnte er sich empor bringen. Endlich ließ er davon ab, blieb keuchend stehen und wischte sich die Stirne.

Die Mutter schaute ihn an, lächelte und sprach: „Siehst Du nun ein, Heinrich, daß es mit Deiner Prahlerei nichts war, und Du nicht klettern kannst?"

Heinrich stand beschämt da, aber statt seine Ungeschicklichkeit in dieser Sache einzugestehen, behauptete er auf's Neue steif und fest, er könne herrlich klettern, freilich sey dieser Baum zu dick für ihn. Sie waren etwa zwanzig Schritte weiter gegangen als ein herrlicher, schlanker Baum vor ihnen stand, gerade wie vom lieben Gott für den Heinrich zum Klettern geschaffen. Die Zweige waren nur etwa 6 Schuh vom Boden entfernt und breiteten sich wie Arme aus, um die muntern Knaben zu wiegen.

Die Mutter deutete auf denselben, rief ihren Heinrich heran, und frug ihn, ob dieß der rechte für seine gepriesenen Kunststücke sey?

Er bejahte es und war sogleich bei der Hand; denn zu seiner kleinen Entschuldigung sey es gesagt:



er glaubte wirklich an seine Geschicklichkeit und meinte seiner Sache gewiß zu seyn; so verblendet hatte ihn bereits die Prahlerei! —

Aber wieder war der Versuch mißlungen! Noch ärger als das erste Mal mühte er sich ab, schwang sich zwar einen Fuß hoch hinauf, sank aber gleich wieder, wie ein Wassertropfen, herab. Diesesmal trof ihm nicht allein der Schweiß von der Stirne, sondern auch einige Thränen des Zornes und der Beschämung mischten sich darein. Er murmelte von „seinen dummen Stiefeln, von seiner engen Jacke" — rieb an seinen beschmutzten Kleidern und blieb absichtlich hinter seinen Kameraden zurück. Als diese aber auf ihn warteten, erzählte er von den hohen Stangen in der Turnschule, und wie es da eine wahre Freude sey, sich hinaufzuschwingen.

Sie mochten etwa vierzig Schritte gegangen seyn, so erblickte er eine frischeingesetzte Stange, welche bestimmt war, dem jungen Bäumchen als

Stütze zu dienen. Er wollte um jeden Preis den Schandflecken wegwaschen. Ohne etwas zu sagen, warf er die Jacke von sich, zog die Stiefeln aus, umschlang die Stange und arbeitete sich daran hinauf, daß sein Gesicht ganz roth und blau wurde. Diesesmal schien es wirklich zu gelingen. Schon war er über die Hälfte gekommen, schon streckte er seine Arme empor, um das Ende zu fassen und mit einem Rucke sich auf die Spitze zu bringen; plötzlich aber that er einen Schrei, ließ die eine Hand aus und sank zur Erde. Ein spitzer Splitter war ihm tief in die Hand gedrungen, und von seinem Fuße floß das Blut, sein zartes Bein war ganz aufgeschürft. Nun kann er sich nicht mehr halten, er bricht in ein heftiges Schluchzen aus. Schmerz, Zorn, Beschämung und Reue kämpfen gleichzeitig in ihm. Endlich sieht er es ein, wie thöricht es war, mit einer Geschicklichkeit zu prahlen, die er noch nicht erworben hatte, sondern die er sich erst

aneignen wollte. Er ist zornig über sich, zornig, daß er sich lächerlich gemacht hatte, und weil er ein guter Knabe ist, reut es ihn auch, seiner lieben Mutter, welche ihn anfangs so milde zurecht wies, nun diesen Verdruß bereitet zu haben.

Die Mutter kennt ihren Heinrich und liest das Alles in seinem Herzen. Mitleidsvoll zieht sie den Splitter aus der Hand, hilft ihm, sich zu bekleiden, reicht ihm ihren Arm; er hängt sich zärtlich an denselben und schweigend folgt ihnen die kleine Gesellschaft. Beim Abschiede reichen ihm alle Kameraden freundlich die Hand, denn es sind gute Knaben, die sich nicht an der Beschämung eines Andern freuen. Seine Niederlage, die er schweigend eingestand, hatte im Gegentheile alle seine Prahlereien vergessen machen. Noch nie hatten sie ihn so lieb gehabt, als jetzt, wo er traurig und niedergeschlagen war.

Zu Hause angekommen, sagte die Mutter kein

einziges Wort über den Vorfall, denn sie dachte: „Durch Schaden wird man klug;“ — und — „Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin.“ — Und so war es auch. Heinrich mußte eine ernste Lehre daraus gezogen haben; denn von diesem Tage an hörte man nicht eine einzige Prahlerei mehr von ihm. —

Die Goldlaibchen.

Sage aus dem Fichtelgebirge.

Drei Kinder aus dem Dorfe zieh'n
Zum hohen Ochsenkopfe hin,
Wo ernste, dunkle Fichten ragen
Und leise sich Geschichten sagen
Von Geister-Männchen klein und grau,
Die aus dem Bergesschooße steigen,
Und sich bald mild, bald ernst und rauh
Den bang erstaunten Menschen zeigen.

Das Mädchen und das Knabenpaar
Mit ihrer kleinen Lämmerschaar
Dort heut' als Waldesgäste hausen
In munterm Scherz und schaurig Grausen;
Denn Alles, was sie je gehört
Erzählen in der Abendstunde,
Was oft den jungen Sinn bethört, —
Fließt heute aus dem Kindermunde.

Da plötzlich nun mit leisem Schritt
Ein Männchen in die Nähe tritt,
Und neigt mit freundlich lieben Mienen
Sich stille lauschend nun zu ihnen;
Ihr kindlich Plaudern ihm gefällt;
Und wie die Kleinen endlich enden
Er freundlich sich dazu gesellt
Drei Laibchen Brod in seinen Händen.

„Nehmt hin das Brod;" — er also spricht —
„Verachtet, was ich biete, nicht!
Unscheinbar ist die kleine Gabe,
Doch ist es Alles, was ich habe." —



Drauf grüßt er freundlich noch zurück
Und gehet eilig seiner Wege;
Bald ist entschwunden ihrem Blick
Er in dem dichten Waldgehäge.

Die beiden Knaben lachen laut
Und Einer an den Andern schaut;
In thöricht üppigem Verachten
Sie nicht des Männleins Gabe achten.
Da nimmt der Erste seinen Laib,
Und wirft ihn auf den Boden nunter;
Juhe! das ist ein Zeitvertreib!
Denn lustig rollet er hinunter.

Der Zweite sieht's; er jauchzet auf
Und ruft: „Halt ein in deinem Lauf!
Das meine möchte mit dir gehen,
Und nach dem grauen Männchen sehen!"
Und bei dem letztgesprochnen Wort
Wirft er sein Laibchen auf die Erde;
Das rollt hinab und hüpfet fort
Dem ersten nach als Reisgefährte.

Das kleine Mädchen aber schmollt;
In's Schürzchen es sein Laibchen rollt,
Es bringend zu dem Elternhause
Voll Herzensluft zum Abendschmause;
Still dankend jenem guten Mann,
Ihm sprechend einen frommen Segen.
Doch Wunder! wie sie's schneidet an —
Blickt ihr ein Klumpen Gold entgegen! —

O merkt es euch, ihr Kinderlein!
Und lernt für Alles dankbar seyn.
Wer kleine Gaben kann verachten,
Ist nicht der großen werth zu achten.
Ein undankbarer, roher Sinn
Kann nimmermehr gesegnet werden;
Dem zarten Herzen blüht Gewinn
Im Himmel einst und schon auf Erden.

S

L. J.

Braun

K

O

Braun, Isabella

Aus dem Kinderleben und der Sommerzeit Mit 4 Kupfern

Stuttgart [1853]